

- Otto Ernst, Gedichte. 183 S. geh. 2,50 M. geb. 3,50 M. Leipzig, L. Staackmann.
- Otto Ernst, Die größte Sünde. Drama in fünf Akten. 133 S. geh. 2 M. geb. 3 M. Leipzig, L. Staackmann.
- R. Könnike, Die Los von Rom-Bewegung in Italien. 83 S. geh. 1,20 M. München, J. F. Lehmann.
- Franz Rühl, Briefe Stägemanns an Delsner. 122 S. geh. 3 M. geb. 4 M. Berlin, Richard Schröder.
- Hans Frig von Zwehl, König Baldurs Liebe. Märchenepos in 6 Gesängen. 54 S. geh. 2 M. Berlin, A. Bath.
- Jr. Marnyat, Die Schiffbrüchigen auf den Chincha-Inseln. Mit 25 Abbildungen. 432 S. geh. 3,50 M. geb. 4,50 M. Leipzig, Richard Wöpfel.
- Hans Schöffelin, Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi. Mit 17 Bildern. 39 S. geh. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer.
- Wolrad Eigenbrodt, Aus der schönen weiten Welt. 46 S. geh. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer.
- Charles Chiniqui, Vierzig Jahre in der Kirche Christi. Erste Lieferung. 32 S. Vollständig in 10 Lieferungen zu je 30 Pf. Barmen, D. B. Wiemann.
- J. Palmer, D' Molerna 110 S. kart. 1 M. Stuttgart, Max Kielmann.
- L. Kreuzer, Die Waldjungfer von Wildberg. Zweite Auflage. 151 S. geb. 75 Pf. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.
- Ludwig Schneider, Der Köhler von Höllenthal. Ein Sang von der Mosel. 102 S. Vornehm geb. 2,25 M. Saarbrücken, Karl Schmidtke.
- W. Agjardus, Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden. 95 S. geh. 1,80 M. Prag, Gustav Neugebauer.
- Friedr. Dufmeyer, Der Zorn Jehovahs. Tragödie in einem Akt. 32 S. geh. München A. C. Staegmeyer.
- Harry Mahnc, Eduard Mörike. 415 S. geh., 6,50 M. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.
- Max Vorberg, Geschichten aus alter und neuer Zeit. 221 S. geh. 2,70 M. geb. 3,50 M. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
- Allerhand. 246 S. geh. 2,70 M. geb. 3,50 M. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
- M. Lermontow, Der Dämon. Eine morgenländische Sage. 52 S. Breslau, Maruschke u. Berendt.
- Friedrich Freudenthal, In de Hierabends-tied. Ein plattdütich Geschichtsboof. 193 S. geh. 1,75 M. geb. 2,25 M. 2. Aufl. Oldenburg i. Gr. Gerhard Stalling, Verlag.
- Friedrich Freudenthal, Sonderlinge und Bagabunden. 200 S. geh. 2— M. geb. 2,80 M. 2. Aufl. Oldenburg i. Gr. Gerhard Stalling, Verlag.
- Richard Decken, Mannia Samoa. Samoanische Reiseeskizzen und Beobachtungen 240 S. geh. 4— M. geb. 5— M. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling Verlag.
- tto Behaghel, Die deutsche Sprache 370 S., 2. neu bearbeitete Auflage geb. 3,60 M. 4,40 S. Leipzig, G. Freytag.
- Adolph Müller, Faust's Kampf und Sieg 170 S. geh. 2— M. Dresden Rudolf Zinke.
- Zacharias Topelius, Ausgewählte Märchen und Erzählungen. 221 S. geb. 2,50 M. Göttingen, Franz Wunder.
- Maximilian Schmidt's ges. Werke, Band XV und XVI. Waldgeschichten I/II Teil, geb. à Band 2,25 M. Reutlingen, Enßlin und Laiblin.
- Für festliche Stunden, Gespräche, Gedichte und Liturgien für Jungfrauenvereine, Sonntags- und Kinderschulen. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung der Evangl. Gesellschaft.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Barneke, Braunschweig, Fasanenstraße 51 a.  
Verlag: Gose & Teckloff, Berlin W. 35. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15

# Monatsblätter

für

## Deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Januar 1902.

Heft 4.

### An die Nacht.

Geheimnisvolle, schwere, stumme Nacht,  
So nimm mich hin! Ich kann Dich nicht ergründen.  
Der helle Tag hat mich so arm gemacht,  
Laß meinen Gram in Deine Meere münden!

Ach, wie Du lockst! Zu Deiner Tiefen Glück,  
Zu Deiner Stille köstlichem Erbarmen,  
Zu Deiner Welt. — Ich beuge mich zurück  
Und bette mich zurecht in Deinen Armen.

So nimm mich wieder! Mach die Seele los  
Von allen Wünschen, die so klein erscheinen —  
Wie ich als Knabe auf der Mutter Schoß  
Einst eingekickt vom eignen leisen Weinen.

Gustav Schüler.

### Wandervogel.

(Zu dem gleichnamigen Bild von E. Döpler.)

Im Spätherbst war's, — im Nebel lag die Heide,  
Nach Brot und Obdach suchten müd wir Beide,  
Gleich Vögeln, die verirrt und nestfern flagen,  
Dem Sturm verschlagen.

Die bittere Not nur gab uns das Geleite,  
Stumm gingst und wortlos Du an meiner Seite,  
Du fragst gleich mir, warum uns Gott geschlagen  
Nach Glückestagen.

Du armes Weib! — Still kommt die Nacht gegangen,  
Im Dunkel betend unsre Blicke hangen:  
O wer nach Not und Irrtum ohne Ende  
Doch heim sich fände!

Dornhausen.

Elisabeth Rohm.



### Frau Märchen.

Dort, wo die blauen Wälder stehn,  
Habe ich einst Frau Märchen gesehn.

Mit Augen groß und sehnsuchtweit,  
Voll träumender Unendlichkeit.

Sie sah mich an, und all mein Weh  
Terrann wie loser Märzenschnee.

Und mir im Herzen blieb's zurück  
Wie frommer Kindheit reines Glück.

Und lange noch an jenem Tag  
Ein Leuchten über der Heide lag.

Iserlohn.

W. Lennemann.

### Du suchst umsonst.

Du suchst umsonst in Deinen stillen Stunden  
Nach einer tiefen, wunderbaren Raft.  
Du fühlst den Schmerz geheim getragener Wunden  
Und beugst Dich unter unsichtbarer Last.

Des eignen Herzens Schläge hörst Du hämmern,  
Wenn auch das Leben schweigen mag zur Frist,  
Und Deine Seele irrt umher im Dämmern  
Und sucht den Frieden, der von oben ist.

Bargfeld (Holst.).

Ernst Ludwig Wulff.

### Leuchtturmfeuer.

Von den Schatten schon der Tag verscheucht  
Und verlöscht des Abends fackel lang;  
Nur des Leuchtturms magisches Geleucht  
Überm Meer nach Sonnenuntergang.

Wie ein tröstlich lindes Mutterwort:  
Wettersturm und Wellen fürchte nicht!  
Denn es winkt der nahe Friedensport,  
Und es leuchtet Dir das ew'ge Licht.

Berlin.

Elisabeth Kolbe.

### Blumenregen.

Zur Nacht

Baut mein Traum

In den funkelnden Sternenraum

Eine goldne Brücke,

Daß er die lieblichsten Blumen pflücke

Auf den himmlischen Fluren

Und Wegen . . . .

Und in Dein Kämmerlein

Schüttelt er lichtschöne Sträuße hinein,

Auf dein schneelig Linnen ein wahrer Regen.

Lächelt mein holdselig Kind,

Von wem die silbernen Blüten sind?

Eisa, wie ich mich freue und lache,

Kindlein, die warf Dir mein Traum herab,

Und wenn ich nicht bald vom Schlummer erwache,

Pflückt er den ganzen Himmel ab.

Berlin.

Carl Wilhelm.

### Sterben.

Der Wangen fieberrotes Glühen

Ward flüchtiger von Stund' zu Stund',

Ihr schöner, warmer Rosenmund

War im Verblühen.

Ich strich ihr wie nach Mutterweise

Die blonden Haare hinter's Ohr.

Sie blickte lieb zu mir empor

Und dankte leise . . .

Doch plötzlich suchten ihre Hände

Nach meinem Arm! Und seltsam hohl

Kam's von den Lippen: „Lebe — wohl —“

Da ging's zu Ende. —

Mir war's, als tönten heil'ge Psalmen

Vom Himmel durch die Nacht herab,

Als schwebten Engel auf und ab

Mit Friedenspalmen.

Zittau.

Otto Promber.



### Der Schwertertanz.

Earl Roberts tanzte den Schwertertanz  
Bei düsterglühender Fackeln Glanz.  
Der Feldherrnmantel umwallte ihn weit,  
Er trug auf der Brust ein schwarzes Geschmeid'.  
Earl Roberts tanzt bis ans Paradies:  
„Mach auf, mein junger Sohn so süß!  
Ich bin's, Dein Vater traurig und alt,  
Die sturm- und kriegsgebrochne Gestalt.  
Um Dich nur zog ich das Schwert mit Lust,  
Zersprengt' ich der Männer eherne Brust.  
In Flammen erzittern Dörfer und Au' —  
Zertreten die Ehre der Burenfrau!  
Um Dich nur hörst Du in Wüstenei'n  
Den Adler nach seinen Jungen schrei'n.  
Was gilt mir Ehre, was gilt mir Ruhm,  
Um Rache rang all mein Heldentum!  
Mein Sohn, von der Burenkugel durchbohrt,  
Was starrst Du ins Weite, den Blick umflort?“  
„Mein Vater, ich höre der Rache Schrei,  
Dort rauscht er im blutigen Strome vorbei!  
Der satten Geier unendliches Heer,  
Sie tragen den goldenen Fluch übers Meer.  
Ich sehe die Reue, ich sehe die Qual  
Gen Himmel wachsen hoch über Transvaal,  
Die strahlende Freiheit gezerret in den Sumpf —  
Gebrochen die Kniee, die Blicke stumpf! . . . .“  
Earl Roberts tanzte den Schwertertanz  
Bei düsterglühender Fackeln Glanz.

Hildesheim.

Clara Dorn.

### Die Sünderin.

Von Fally von Nixleben.

Es war einmal eine große, große Sünderin! Die wohnte weit draußen vor dem Thor der Stadt, in einem winzigen, halb zerfallenen Schindelhause und war wie eine Geächtete unter dem Volk. — Man nannte sie nur „die Sünderin“. —

Sie hatte aber auch noch einen anderen Namen. — Sie hieß eigentlich Esther, und so hatte man sie vor vielen Jahren gerufen, als sie noch keine Sünderin war — aber den Namen hatte sie mit ihres Herzens Reine verloren. Es kannte ihn niemand mehr! —

Ihre Mutter, die ihn ihr gegeben, war schon lange tot, so lange, daß sich die Sünderin kaum mehr auf sie besinnen konnte, und die Stätte, wo man sie begraben, war so viel Tagereisen weit, daß sie nicht einmal daran beten konnte.

Aber daran hatte die Sünderin auch nie gedacht. Sie dachte überhaupt nicht viel. — Dazu ließen ihr Not und Arbeit gar keine Zeit, — denn sie wohnte nicht allein in dem Schindelhaus. —

Sie hatte vier Kinder, die sie alle, eins nach dem andern, in Sünde und Schande geboren hatte — und die wollten leben. —

Da gab es nur eins für die Sünderin — Arbeit. Arbeit vom ersten Hahnenfchrei bis hinein in die sinkende Nacht und das von Tag zu Tag mehr, denn die vier jungen Menschenleben wurden täglich größer und hungrier, und ein Ausruhen gab es für die Sünderin nur nachts, wenn sie mit ihren vier Wirmern auf dem Strohsack in der Kammer lag. —

So kam es, daß von ihrer einstigen sündigen Schönheit nicht viel mehr zu sehen war. Das Feuer in ihren Augen war erloschen, das Rot der Wangen und Lippen war verblaßt, ihre Gestalt welk und zusammengesunken, nur das goldne Haar, darein sie sich als Mädchen hüllen konnte wie in einen schillernden Mantel, war ihr geblieben, aber sie trug es unter einem Tuch versteckt, da sah es niemand. —

Und auf das einst wunderliebliche Gesicht hatte die Sorge mit hartem Griffel feine Linien und Furchen gegraben, wie um den letzten Rest all ihrer Holseligkeit zu verwischen. —

Nun wohnte die Sünderin schon etliche Jahre an der Stadtmauer. Woher sie gekommen, keins wußte es, und es kümmerte sich auch keins um sie, — vielmehr gingen ihr alle aus dem Wege, denn die Gegend, da sie wohnte, war eine arg verrufene und das einzig schöne daran war, wenn im Frühling der Wallgraben dunkelblau war von Veilchen. —



Da saßen denn die vier Kinder der Sünderin im Sonnenlicht und rausten Blumen und haschten sich mit nackten Füßen, oder sie kauerten an der Erde und spielten mit ihren Bohnen, — „den Duzbohnen“, wie sie im Kindermund heißen, und den buntfleckigen Ochsenaugen, die sie beim Krämer auf das Pack Eichorien als Zugabe bekamen, und damit konnten sie stundenlang spielen. Eins von ihnen, meist war es der Hannes, der Älteste, der schon seit einigen Jahren zur Schule ging, machte ein kleines Loch in die Erde, und dann hockten sie alle im Kreise herum und knipften die Bohnen mit dem Daumen und Zeigefinger hinein, und wer am besten knipsen konnte, sodaß die Bohnen in das Loch hinein trafen, der war König und die andern mußten ihm Bohnen auszahlen. Oder die Kinder saßen am Wallgraben bei einander und machten Ketten aus Löwenzahn, oder bliesen Pustblumen ab, denn sie hatten sonst nichts zum Spielen! —

Mit der alten Ziege, die die schöne, süße Milch gab, konnten sie nicht viel anfangen, die machte ein zu dummes Gesicht und war in einem Gras; so mußten sie mit dem Spielen, was die Natur ringsum bot. Denn die Mutter hatte keine Zeit für ihre Kinder.

Sie war tagsüber in fremden Häusern, um die blanken Groschen zu verdienen. — So waren sie sich immer selbst überlassen. — Nur Sonntags blieb die Sünderin daheim. Dann wurden die vier der Reihe nach geäubert, die kleine Anna bekam eine frische Schürze vor, und das jüngste Schwesterchen, das solch wirren Krauskopf hatte, wurde richtig gekämmt, alltags hatte niemand Zeit dazu. Der kleinste Junge — das Peterle — saß dann auf dem Schoß der Sünderin und drückte seinen Goldkopf an ihre Wange, — das war die ganze Augenweide — ihr Herzens-trost — Aber an den andern dreien hing ihr Herz auch in heißer Liebe, — denn wiewohl die Sünde ihre Seele an sich gerissen, eine Stelle hatte sie ihr nicht nehmen können, — und das war die Mutterliebe! Die war so groß, wie ehemals ihre Verworfenheit. Es war, als wenn um diese Stelle ein eherner Ring gezogen war, nichts konnte daran rühren, — bis hierher ging's — nicht weiter! — Diesen Flecken hatte der Teufel ihr lassen müssen! —

Wenn sie so mitten unter ihnen saß, dann wich das Glend bisweilen von ihr, die Sorgen verstummten, die sie oft nachts nicht schlafen ließen, und die Neue, die mit eisernen Krallen in ihre Brust griff, seit sie zur Sünderin geworden, ließ für ein Weilchen nach, ihr Herz zu zerfleischen. Sie sonnte sich an ihren Kindern. —

Es gab nichts, was sie nicht ihnen zu Liebe gethan! Jeden Happen sparte sie sich am Munde ab, um ihn unter das hungrige Häuflein zu verteilen, und wenn sie des Abends abgearbeitet und matt von ihrem Tagewerk nach Hause kam, — für die Kinder noch zu schaffen, war sie nie müde. —

Die Augen fielen ihr zu, aber sie saß bis in die Nacht hinein und sticte und stopfte und wusch ihnen die paar Lumpen aus — die armseligen Hemden —, und des Nachts stricte sie für die unschuldigen Würmer.

Mutterliebe kennt kein Ermatten. — Und die Kinder hingen an ihr, — eins noch mehr als das andere, — es gab für sie nichts Lieberes und Besseres in der Welt. —

Das war jedesmal ein Festtag, wenn sie an einem schönen, klaren Winter-nachmittage mit der Mutter zum Forst hinaus zogen, um Holz zu holen, oder wenn

sie an Sommerabenden alle um sie herum auf der Thürschwelle hockten und sie ihnen erzählte. — Wie drängten sie sich so dicht an sie heran! Sie kannten nichts weiter, als ihre Mutter und das Schindelhaus. — In die große Stadt da unten kamen sie fast nie, nur die ältesten beiden, die in die Volksschule gingen, aber sie hatten es immer sehr eilig, heimzukommen, sie mußten das Mittagessen kochen, die Kleinen anziehen und die Stube fegen. —

Die Jahre vergingen. —

Der Hannes sollte nun eingeseget werden und war ein großer, stiller Junge; er und das älteste Mädchen konnten schon tüchtig helfen, — die kleine Lotte flocht sich ihre Zöpfe schon allein, nur das Peterle, das kaum fünf Jahre alt war und noch immer am liebsten auf dem Schoß der Sünderin saß, bedurfte ihrer noch ganz.

Aber es war, als wenn ihre Arme, ihr Körper nicht mehr die Kraft zur Arbeit hatten, wie früher, — es wollte nicht mehr so gehen. Sie mußte ihre Wäschen unten in der Stadt aufgeben, es wurde ihr blutsauer, sie hatte doch so manchen harten Thaler mit heimgebracht. Der Armenarzt hatte es so gewollt, sie mußte ruhen, ein schrecklicher Husten quälte sie Tag und Nacht, und die Brust that ihr so weh — so weh. —

Zusehends magerte sie ab, ihre Hände und ihr Gesicht wurden so weiß wie das Laken, und so abgezehrt ward ihr Körper, daß man jede Ader sehen konnte. —

Da wurde es noch dunkler und trostloser in dem kleinen Schindelhause. —

Sie lag so Woche für Woche. — Kaum, daß sie ein Wort sprach. — Aber ihre großen, verzweifelten Augen folgten jeder Bewegung der Kinder.

Wann wird sie wieder aufstehen können? Daß es zu Ende ging, — ganz sacht, daß sie langsam abstirbt, wie ein morscher Baum, wer denkt daran?

Das ist der Trost, den diese Krankheit hat, daß die Hoffnung nicht vom Lager weicht. —

Nun hat sie Zeit, ihr ganzes Leben durchzudenken, von klein an, da ihre Mutter sie in den Schlaf gesungen, bis heut, — Tag und Nacht muß sie denken, und ihr armer Kopf ist so müde. —

Bisweilen, wenn sie gar so tief aufseufzt, streicht das Peterle, der fast immer an ihrem Bett hockt, ihre magere Hand und ihr eingefallenes Gesicht: „Thut so weh?“ fragt es und sieht sie so ernst an mit den großen, dunklen Augen.

Und sie nickt — es kommt ihr etwas Feuchtes in's Auge. — Sie schließt die Rippen ganz fest zusammen.

„Beten, Mutterle,“ sagt der Kleine, „Hannes auch beten und Anna beten,“ und sie nickt zu allem.

Beten? Die Kinder konnten es, sie hat's verlernt, vergessen! Nichts will ihr mehr einfallen, es ist zu lange her, daß sie eingeseget worden, seitdem — —

Sie wendet das Gesicht der Kalkwand zu — warum hat sie nicht früher angefangen, wo sie sich noch ordentlich auf etwas besinnen konnte? Die Schmerzen sind so groß und der Husten so heftig, es schüttelt sie jedes Mal, wenn solch Anfall kommt, es ist immer, als wenn sie sich die ganze Seele, das ganze Leben aushustete, — aber es kehrt immer noch wieder zurück. — Die Kinder — die Kinder! Sie kann nichts mehr sagen, — nur ihre Augen reden —



Katlos umstehen die Vier ihr Lager. „Wann wird Mutter wieder besser?“ hat der stille Hannes den Armenarzt gefragt, aber der hat sich abgewandt und die Achseln gezuckt. —

„Wenn der nicht helfen kann, der liebe Gott kann helfen,“ haben sie untereinander getuschelt, und die beiden Großen beten immer zwischendurch, und die Sünderin auf ihrem Sterbelager will auch die Lippen bewegen, — aber sie hat nicht mehr die Kraft. —

Und dann kommt das Ende!

Es ist ein stiller Märztag und überall in den Gärten der Stadt ist es weiß von Schneeglöckchen. — Wie es Abend wird, haucht die Sünderin ihren letzten Seufzer aus, die brechenden Augen auf die Kinder — auf das Kleinste gerichtet.

Es ist, als ob sie einschläft, so ein müdes, stilles Vergehen, — und mit einem Mal liegt sie ganz starr in ihrem Bett, und die Kinder schreien auf und stürzen sich über die Sterbende und suchen sie durch Küffen und Rufen wieder zu erwecken — die Nachbarn kommen ins Zimmer — — aber die Sünderin regt sich nicht mehr.

Ihre Seele ist schon hinübergegangen. —

Wohin? —

\* \* \*

Weit am Ende der Welt, dort, wo die stille Heerstraße vom Erdenthal aufwärts gen Himmel führt, schritt eine stille Seele! —

Sie war noch in das lange Sterbehemd gehüllt, über welches das goldene Haar wie ein Mantel niederwallte. — Die Hände hielt sie über der Brust gefaltet und ein Sträußlein weißer Schneeglocken drin. —

Sie ging langsam fürbaß mit gefenktem Haupte. — Es war ein weites, unabhsehbares Land, das sich ringsum hinzog. Kein Mond, keine Sonne schien darin, nur ein bläuliches Dämmerlicht, und in diesem gewahrte sie alsbald, daß sie vor einem Kreuzweg stand. Ein Weiser ragte hoch empor, der trug zwei Arme, und auf dem zur Rechten war mit flammenden Buchstaben geschrieben „der Weg zum Himmel“, aber auf dem zur Linken stand in rabenschwarzen Lettern „zur Hölle“. —

Da blieb die Seele angewurzelt stehen. Wohin sollte sie gehen? — Rechts? Sie senkte den Kopf noch tiefer. Ihre Augen verfolgten den Weg. Durch blühendes Land, durch saftige Wiesen und herrliche Auen zog er sich, von goldnem Licht bestrahlt, während der zur Linken in eine weite, trostlose Einöde führte — gelber, glühender Sand, wohin sie schaute — kein Baum — kein Schatten. — Zaudernd, zitternd stand sie, während ihre Augen weit umher spähten. —

Endlich, nach hartem Kampf, entschloß sie sich, den Weg zur Linken einzuschlagen. —

Aber kaum hatte sie den nackten Fuß auf den glühenden Stein gesetzt, als sie ihn stöhnend wieder zurückzog. —

Das war wie fressendes Feuer — da sollte sie gehen?

Ihre großen, traurigen Augen blickten wieder nach rechts. Aber sie wagte nicht, den Weg dort einzuschlagen, — es hielt sie davon zurück. Sie war ja die Sünderin. —

Da blieb sie auf dem Wege zur Linken und setzte wimmernd einen Fuß vor den andern — Schritt vor Schritt, und bei jedem drang es ihr wie ein Messer in die Brust. — Thränen des Schmerzes flossen aus ihren Augen, und aus ihren Füßen rannen Blutstropfen, aber wenn ihre Thränen und ihre Blutstropfen auf die Steine niederfielen, war es, als ob das Feuer inne hielt, als ob es die Thränen löschten und die Blutstropfen das Brennen erstickten, und je weiter sie ging, desto heißer flossen die Thränen über ihre Wangen. —

So niederschauend, entdeckte sie auf den Steinen seltsame Schrift. „Gute Vorsätze“ stand auf dem ersten, und auf dem andern, denn der ganze Weg zur Hölle war so gepflastert, las sie „Rauheit“ und wieder auf einem andern „Heuchelei“, und dann hieß der eine Stein „Glaubenslosigkeit“ und wieder ein anderer „weltliche Freude“ und ein dritter „öffentliche Wohlthätigkeit“, und je weiter sie ging, desto mehr Steine und desto mehr Inschriften. — „Ach“, seufzte sie, „wer davon früher gewußt!“ —

Und wie sie aufschaute, ward sie einen Engel gewahr, der ihr zur Seite schritt. —

Der trug große Silberflügel und einen Palmzweig in der Hand und war in ein langes, fließendes Gewand gehüllt.

Da faste sich die Seele ein Herz: „Bin ich hier auf dem rechten Wege?“ fragte sie zaghaft und schaute dem Engel beklommen in die Augen, die so blau waren, wie auf Erden drunten der Himmel. —

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ hub der Engel an, „das sollte doch jeder selber wissen —“

Die Seele holte tief Atem: „Dann wird es wohl der richtige sein!“ sagte sie ganz leise.

„Hast Du denn ein frommes Leben geführt?“ forschte der Engel, „hast Du die Gebote des Herrn gehalten?“

Sie schaute verzweifelnd zu ihm auf: „Die beiden ersten, das vermag ich kaum zu sagen, darüber habe ich wohl nie nachgedacht!“

„Ja, so sagen die Menschen immer, aber das ist nicht in der Ordnung, und wie steht's mit dem dritten?“

„Ich hatte vier Kinder daheim und nichts weiter, als was wir auf dem Leibe hatten, da ist es wohl meist vorgekommen, daß ich Sonntags arbeiten mußte, — aber den Hannes hab' ich fleißig in die Kirche gehen heißen und die Zweite!“

„Ja, siehst Du,“ sagte der Engel „so sind sie alle, mit Entschuldigungen treten sie ein in das ewige Reich, — aber die gelten hier oben nicht. Hast Du denn das vierte Gebot gehalten?“

„Herr, ich habe keine Eltern gehabt und bin im Armenhaus groß geworden und auch sonst keinen Menschen, der zu mir gehalten —“

Der Engel des Friedens schaute sie mit einem Blick voll reinsten Mitleids an.

„Da bist Du in eine harte Schule gegangen! Wer keine Mutterliebe genossen, hat Anspruch auf die himmlische Barmherzigkeit, aber wie steht es mit dem fünften und sechsten?“

„Getötet hab' ich nie einen,“ fiel sie ihm schnell ins Wort, „auch keinem Menschen mit Wissen Böses zugefügt, — aber —“ sie verhüllte ihr Gesicht und wandte sich ab — ein Thränenstrom brach aus ihren Augen — —



Und der Engel des Friedens sah sie schweigend an: „Du bist auf dem richtigen Wege,“ sagte er betrübt, „der zur Rechten ist nicht für Dich — wärst Du für den Himmel bestimmt, hättest Du mich längst erkannt, aber Du hattest nie Frieden, und ohne Frieden gefunden zu haben, darf niemand den Weg zum Himmel einschlagen,“ und dann war er verschwunden. —

Da sank die Seele am Wege nieder. „Bleibe bei mir,“ schrie sie ihm nach, „laß mich nur einen Zipfel Deines Kleides halten, denn ich verschmachte hier,“ und sie rief stärker als zuvor: „Frieden, komm wieder!“ —

Aber es hörte sie keiner mehr, da blieb sie liegen wie betäubt und lag stundenlang, ohne sich zu regen.

Als sie wieder zu sich kam, war es dunkler geworden, sie konnte die Schrift auf den Steinen nicht mehr erkennen; mühsam tastete sie sich weiter, jeder Schritt war von einem Seufzer begleitet.

Stunde um Stunde verrann. Es wurde immer finsterner, immer schauriger, die Wasser der Trübsal stiegen immer höher hinan zu ihrer Seele, und als sie nicht mehr wußte, wo sie war und wohin sie sich wenden sollte, stieß sie einen tiefen, tiefen Schrei aus — und vor ihren Augen ward es Nacht.

Als sie zu sich kam, war sie in der Hölle. Alles Blut, alles Flammenschein um sie her! Ein wildes Chaos von teuflischen Gestalten, von schauerlichen Leibern und fragenhaften Gesichtern — alles Gaukelspiel, alles Lüge! Sie tanzten einen tolleren Reigen um die Sünde, die inmitten auf goldnem Thron saß; eine wilde, freischende Musik tobte dazwischen, gellende Stimmen schriegen und lachten durcheinander, — Männer, Weiber, blühende Mädchen und ganz junge Kinder lärmten um den goldnen Thron, und die Seele der Sünderin drückte sich hart an die Wand, als wollte sie sich da hinein verkriechen. . . sie hüllte sich in ihr langes, goldfarbened Haar, auch die Augen verbarg sie darunter. — O wie gräßlich, das schauen, das hören zu müssen!

„Komm nur hervor ans Licht, schöne Unbekannte,“ redete sie plötzlich eine Stimme an, — „schau, schau, also Du bist es, — nun, wir sind einander nicht fremd — haha — drunten auf Erden nennen sie mich Lust, komm nur, drüben geht's hoch her,“ und die schillernde Gestalt wollte sie mit sich fortziehen.

„Laß mich,“ stöhnte die Seele, „ich bin so müde vom weiten Wege —“

„Wart', ich will Dir einen Schluck Teufelstrank zu trinken geben,“ fuhr die Lust mit listigem Blick fort, „unser Höllenwein jagt Dir das Blut durch die Adern, dann fühlst Du Dein Herz wieder pochen wie damals —“ aber die Seele entwand sich ihren Umschlingungen und verkroch sich schauernd hinter einem Pfeiler —

Wenn man sie hier nur nicht findet. . . aber da kam es schon von allen Seiten, zerrte sie hervor ans Licht, riß ihr die Schneeglocken aus der Hand, die sie noch immer krampfhaft festhielt, und raufte sie an ihren Haaren —

„Nur hinein,“ schriegen sie, „hier giebt's kein Verstecken, hier heißt es: mitgefangen, mitgehungen, — o Dein Madonnengesicht, das kennt man hier, das sind des Teufels Lieblingskinder, komm, hast Du schon Deinen Knix vor Vater Satan gemacht?“ — Der Höllensput riß sie mit sich fort, an ihren langen Haaren ward sie hinweggeschleift und zu Boden gedrückt. — Die Menge stürmte über sie hinweg,

da wollte die Seele schreien, aber der Hals war ihr wie zugeschnürt, und nun ließ sie alles über sich ergehen, — aber plötzlich in ihrer Todesqual, in ihres Herzens tiefster Verzweiflung dachte sie an ihre Kinder auf Erden und wenn sie nur nicht auch einst solche Qualen zu erdulden hätten, und von dem Augenblick an, wo sie solches dachte, ließ die Sünde von ihr.

Die Menge flog auseinander. Wie fortgefegt war der Platz ringsum, und da wußte sie: es gab nur eines, das alle Schrecken der Hölle ihr fernhalten konnte — die Mutterliebe. —

An allen Gliedern zitternd schleppte sie sich in den äußersten Winkel. — Sie sank auf ihre Kniee und fing an zu beten und betete so heiß und inbrünstig, wie sie nie zuvor in ihrem Leben gebetet! Als sie ihre Augen aufhob, ward sie gewahr, daß oben über ihr eine helle Stelle sichtbar wurde, als wenn plötzlich ein Schiebfensterchen zurückgezogen war. Sie richtete sich auf und guckte hinaus, da rauschte es oberhalb zu ihrem Haupte, und nun erblickte sie draußen einen Engel, der war dem ähnlich, welchen sie am Morgen gesehen, — aber es war nicht derselbe. „Du dauerst mich, arme Seele,“ sprach er, „ich bin der Trost, der vom Himmel kommt! Ich habe Dein Seufzen vernommen und Deine Thränen gesehen; hast Du einen Wunsch?“ „Ach,“ stammelte sie, „daß nur meine Kinder nicht hierher kommen an diesen Ort der Qual, wenn Du mir das thun wolltest!“

„Noch sind ihre Seelen für den Himmel bestimmt,“ erwiderte der Engel, „aber das Leben liegt noch vor ihnen, und die Sünde lauert an jeder Straßenecke! Du mußt beten für sie, beten von früh bis spät, auf Erden hast Du's versäumt, — jetzt hast Du Zeit!“

„O das will ich wohl thun,“ sagte die Sünderin schnell, „wenn ich nur meine unschuldigen Kinder retten kann,“ und wie sie das sagte, war der Engel verschwunden, und sie begann zu beten. —

Eine lange, lange Zeit war vergangen. — Der Sünderin erschien sie wie eine Ewigkeit. Da kam eines Tages eine neue Seele zur Hölle hinein und gerade, wie dieselbe unter dem Thore stand, stürzte sich seitwärts ihr jemand entgegen und hängte sich an ihren Arm.

„Ach,“ rief es, „Ihr kommt auch hierher?“ (Es war die Frau des Krämers, bei welcher die Sünderin auf Erden allzeit um ein paar Pfennige ihr Mehl eingehandelt und die in der Welt als gottesfürchtig gegolten.) „Ihr seid den falschen Weg gegangen,“ fuhr die Sünderin fort, „was sucht Ihr hier, Ihr gehört nicht zu uns!“ und wollte sie zurückdrängen.

„Ja, das ist auch ein himmelschreiendes Unrecht,“ entgegnete empört die andere, „kein Mensch im ganzen Stadtviertel hat so viel an Arme gegeben, wie ich — jeden Sonntag hab' ich meinen Groschen in den Kirchenbeutel gesteckt, und wie viel Suppen hat man für das arme Volk gekocht! Alles für rein nichts, da sag' mir noch ein Mensch was von himmlischer Gerechtigkeit. . . Du liebe Zeit. . . daß Du hier bist, ist am Ende nicht mehr wie in der Ordnung,“ — die Sünderin neigte schweigend den Kopf — „aber so' ne brave Frau wie unsereins, was hat man nun von all seinem Kirchengehen. . . übrigens, ich soll Dir Grüße bestellen von Deinem Hannes; . . . der liegt im Sterben. . .“



„O lieber Gott,“ schrie die Sünderin. —

„Ja, der hat die böse Krankheit, wo die Kinder zuckten, und die Anna hat's auch, — als ich ihn zuletzt gesehen, hat mir der Hannes die Hand gegeben und gesagt ‚Ich gehe zu Muttern — in den Himmel, hm — der dachte natürlich nicht, — daß — —“

Die Sünderin schluchzte laut auf. „Und was macht mein Peterle?“ stammelte sie unter Thränen. —

„Der ist ja übergefahren,“ fuhr die andere trocken fort, „weißt Du denn das noch nicht? Ein Lastwagen ist über ihn hingegangen; wenn er durchkommt, sagen sie, wird er ein Krüppel.“

Aber die Sünderin hörte nichts mehr, — sie war rücklings hingefallen. — Die andere ging weiter. Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht. Als sie sich wieder ermannete, war sie allein. — Da schlich sie zu dem Winkel, wo ihr der Engel des Trostes erschienen, und weil sie vor Jammer und Herzeleid nichts weiter zu thun wußte, begann sie zu beten. — Der Schweiß rann ihr in hellen Tropfen über ihre Wangen.

O, nimm sie alle vier zu Dir, lieber Herr Gott,“ klagte sie, „daß sie geborgen sind bei Dir, laß nicht eins von ihnen unten auf Erden, wo sie verkommen werden, wie ihre Mutter verkommen,“ und je länger sie betete, desto stiller wurde es in ihr, und als sie aufblickte, sah sie wieder die lichte Gestalt des Engels draußen stehen — und er winkte ihr.

„Deine Gebete sind erhört,“ sagte er, „Deine Kinder sind bei Gott!“

Da glitt es wie ein verklärter Schein über das verhärmte Antlitz der Sünderin. —

„Alle?“ fragte sie kleinlaut, — „auch mein Peterle?“

„Ja, alle! Willst Du sie sehen? Und eh' sie Zeit hatte zu antworten, rührte der Engel sie an, und ihre Augen wurden geöffnet, und all das Dunkle, Grauenhafte der Hölle wich vor ihren Blicken zurück, und sie sah durch das Schiebsfensterchen hinaus in das goldne Licht der Ewigkeit — in den Himmel. Und dieweil sie von all der Klarheit und dem himmlischen Schein ganz geblendet war, daß sie anfangs nichts sehen konnte, richtete sie sich ganz auf die Zehenspitzen und hob den Kopf hoch empor, so hoch als sie konnte. Da sah sie nun hinein in all die Herrlichkeit und sah inmitten der Ewigkeit den lieben Gott auf einem goldenen Thron sitzen und um ihn her, vor dem Stuhl stehend, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus aller Herren Länder, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen, und alle fielen vor dem Stuhl auf ihr Angesicht und beteten Gott an. Und die Augen Gottes waren anzusehen wie zwei himmlische Sonnen, von denen alles Licht ausging. —

„Wer sind diese?“ fragte die Sünderin ganz leise.

„Das sind die, so gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes,“ antwortete der Engel.

Und die Augen der Sünderin thaten sich weit auf, als wollten sie all die Herrlichkeit in sich aufnehmen, und in ihre Ohren drang ein gewaltig Klingen und Tönen von Posaunen und Cymbeln, und dazwischen klangen süß und heilig der Engel Chöre, wie feine Kinderstimmen. —

„Aber wo sind meine Kinder?“ forschte die Sünderin.

„Schaust Du sie nicht? Seitlich unter all den vielen Kleinen, — sie halten sich an den Händen gefaßt und schauen auf den lieben Gott!“ —

Und ihre Blicke wurden immer größer und größer, als wollten sie das verschlingen, was sie nun mit ihren Augen sah . . . die vier kleinen, unschuldigen Seelen, angethan mit Totenhemdchen, mit Kränzen in den Locken und kleinen, lichten Flügeln an den Schultern.

„Ach der Hannes hat mein altes Gesangbuch in der Hand,“ sagte die Sünderin mit leuchtenden Blicken, „und die Anna und die Mine haben ihre Hände gefaltet und ach . . . mein Peterle, das guckt immer den Heiland an, aber er ist kein Krüppel geworden!“

„Hier oben heilt alles, was unten zerbrochen und zerschlagen, — hier thut einem nichts mehr weh —“

„Aber sie sehen alle so verängstigt aus?“ fragte die Sünderin, „weißt Du nicht, was ihnen fehlen mag?“

„Sie haben den Himmel durchsucht und ihre Mutter nicht gefunden — sie sind zum Herrn gekommen und haben ihn gefragt, und als der ihnen gesagt ‚Eure Mutter ist nicht hier‘, da hat der Hannes sich ein Herz gefaßt und gesagt ‚ach, wo sollte sie denn sein, — wir haben doch solch gute Mutter gehabt, — laß uns nur suchen, lieber Gott, sie wird hier doch wohl irgendwo verborgen sein‘, und dann haben sie den ganzen Himmel durchforscht, von einem Ende zum anderen, jahraus, jahrein, in jedes Winkelfchen haben sie geguckt und so bang gerufen ‚Mutterle, Mutterle!‘ — Und weil sie Dich nicht gefunden, sind sie betrübt in ihrem Herzen und können nicht teilnehmen an den Spielen der andern Englein!“

„Ach meine armen, lieben Kinder . . . und das alles hat Eure Mutter in Sünden verschuldet! Nun könnt Ihr Euch nicht mal mitfreuen mit den andern Seelen und seid doch im Himmel, o Ihr armen, unschuldigen Lämmer,“ und fing bitterlich an zu weinen. — „Ist es denn nicht möglich, daß eins zu mir herüber kann?“ entrang es sich ihren Lippen, „nur auf ein Stündlein mal, daß ich's einmal Herzen und küssen könnt', ich wollt's auch hernach gleich wieder abgeben —“

Da schaute der Engel sie lange schweigend an, und sie erzitterte unter seinem Blick.

„Wie kannst Du das fragen? Niemand von denen, die droben sind, können herüber, also auch nicht die von hüben nach drüben . . . daß Du in den Himmel hineinschauen darfst, das hat Dir der Engel des Friedens bei Gott erwirkt, — sonst ist das nie vorgekommen —“

„So will ich denn auch nichts weiter für mich erbitten,“ sagte sie kleinlaut, „als daß ich zuweilen hier stehen und hinübersehen darf —“

„Ja, alle zehn Jahre einmal am heilig Abend, jedes Mal ein Stündlein, — aber inzwischen mußt Du fleißig beten und Deine Sünden beweinen, daß die teuflischen Mächte nie an Deine Seele heran können, — Du mußt Gottes Herz zu erweichen suchen!“

„Ich will's versuchen,“ sagte die Sünderin. — Und so geschah es. — Ihr Gebet ward so heiß und mächtig, daß die Hölle geister ihr nicht zu nahen



wagten, und wenn sie es dennoch wollten, schrie sie laut „Erbarm' Dich, Jesu, erbarm' Dich,“ dann ließen sie ab von ihr, und so besiegte sie die Hölle durch den Glauben. —

Als die nächsten zehn Jahre um waren und der Christabend anbrach, war die arme Seele vom vielen Knien so müde, daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte, aber sie schleppte sich doch zu jener Stelle, wo ihr die Engel erschienen. Als bald stand Frieden vor ihr und grüßte sie, und der Engel des Trostes stand an seiner Seite.

„Du hast wacker gebetet,“ sagten sie, „nun darfst Du auch hinüberschauen . . . weißt Du auch, daß Deine Kinder zum lieben Gott gegangen sind und gesagt haben, daß, wenn ihre Mutter nicht im Himmel wär, sie auch nicht darinnen bleiben wollten, und er möge sie doch lieber in die Hölle bringen.“ „Lieber, lieber Gott,“ haben sie gefleht und ihn von allen Seiten umringt und ihn an den Zipfeln des heiligen Gewandes gehalten.“ —

„O nein,“ schrie die Sünderin, und alles, was von Mutterliebe und Mutter-schmerzen durch eines Weibes Herzen gehen kann, lag in diesen Worten, — „o nein, geht zu ihnen und grüßt sie — aber kommen, kommen sollen sie nicht hierher,“ und wie sie das gesagt, ging ein Leuchten über der Engel Gesichter, und über ihnen ward es hell, ganz hell — und in ihrer Mitten tauchte eine dritte himmlische Gestalt auf, die hatte die Heilandsaugen der Welt und hob die Arme und die durchstochenen Hände auf, — und von unsichtbaren Händen ward die Sünderin emporgetragen aus dem Dunkel, aus der Finsternis der Hölle, hinauf in das ewige Licht. —

Und nun war sie mit einem Mal mitten im Himmel, unter der Schar der Seligen, und sie hörte die Stimme des Heilands dicht an ihrem Ohr:

„Esther, Deine Sünden sind Dir vergeben, gehe hin in Frieden, — Mutterliebe ist stärker als Tod und Sünde,“ und das alte Gewand glitt von ihr, und sie war angethan mit Engelskleidern — und sie fühlte, wie ihr zwei Flügel wuchsen — — —

Und der Engel des Friedens nahm sie bei der rechten Hand und der Engel des Trostes an der linken, und so führten sie sie ein in den weiten, güldnen Himmelsaal.

„Mutterle, Mutterle,“ schrie es da von weitem, und die Arme ihrer Kinder klammerten sich ihr um Hals und Wangen und neigten ihr Gesicht mit Thränen und Küssen — und dem lieben Gott gingen die Augen über, das war ein Augenblick so süß, so selig, wie wir ihn hier unten in diesem Jammerthal nie kennen und nie erleben werden. —

Aber wenn wir selber mal eingehen zu unsers Herrn Freude, und die Vorangegangenen, unsre lieben Verklärten, kommen uns droben entgegen, mit leuchtenden Augen und ausgebreiteten Armen, dann werden wir wissen und erfahren, wie der armen Sünderin uns Herz gewesen, als sie endlich, endlich ihre lieben Kinder wieder schauen durfte — und im Himmel war. —

Dem — wollen wir nicht alle selig werden?

### Jeanne Bertha Semmig.

Von Ernst Ludwig Bulff.

Jeanne Bertha Semmig ist keine Modedichterin. Ihre Gedichte gehören nicht zur Unterhaltungslektüre, die man liest, um Langeweile und Grillen zu verschrecken. Die Verfasserin schreibt nicht, wie wir's bei Frauen gewohnt sind. Sie hat etwas Hartes, Männliches in ihrem Wesen. Man muß sich langsam in ihr Buch hineinlesen, und je mehr wir uns mit demselben beschäftigen, desto lieber und wertvoller erscheint es uns, weil wir etwas spüren von der herben, fast trozigen Persönlichkeit, die hinter den Gedichten steht.

Jeanne Bertha Semmig gehört zu den Kämpfenden und Ringenden. Sie ist von einem mächtigen Lebensdrang beseelt. Sie ist Weib. Sie darf sich nicht so ansleben, wie sie möchte. Ihre Freude ist gedämpft. Sie wagt es nicht, laut in den Frühling und in die Welt hineinzujuchzen. Sie sagt:

„Ich weiß eine Stadt mit breiten Straßen,  
Und in der einen da steht ein Haus,  
Ein hohes Haus mit hellen Fenstern,  
Und hinter dem einen, da wohnt mein Schatz.  
Es brennt ein Licht in seinem Fenster,  
Und vor dem Licht, da neigt er sein Haupt,  
Das liebe Haupt, die lieben Locken!  
Das Licht es küßt sie — und ich darf es nicht!“

Das Gedicht ist nicht das beste im Buch, aber es ist charakteristisch für das Seelenleben der Verfasserin. Es enthält die Klage eines liebenden Herzens, dem der Besitz versagt ist. Schmerz und Entfagung werfen einen Schatten über ihre Thrif. Wenn die ganze Welt leuchtet und lacht und die Rosen sich färben; sie ist still. Sie trägt ein heimliches Leid: Die Rosen, die im Herzen blühen, müssen verderben. In klaren Kinderaugen sieht sie künftige Thränen. Sie fürchtet sich vor dem Alter; dann hat sie niemand, mit dem sie die halberloschenen Flammen der Erinnerung schüren kann, und denen fühlt sich die Dichterin verwandt, die glücklich verlassen durchs Leben gehen. Sie erzählt von Verliebten, die sich erst auf dem Wege zum Himmel zusammenfanden, und weiß von Heimatlosen und Verbannten, Hexen und Zigeunern und ähnlichen Menschenkindern zu sagen. Sich selbst vergleicht sie einmal in einem Cyklus mit einem Landfahrerkind, das in einer Maienmacht im dämmernden Walde geboren wurde und dem die Liebe auf verbotenen Wegen kam. Ein andermal nennt sie sich ein Spielmannslied. J. B. Semmig ist eine Pilgerin; sie wandert über rauhe, schattenlose Stege und trägt einen alten Brief auf dem Herzen verborgen, der ein Geheimnis verschließt, das sie am liebsten mit ins Grab hinabnehmen möchte. Ihr Mund singt Lieder. Die sind nicht leicht und heiter. Sie klingen schwerfällig und ernst.



Wenn auch das Leben die Sehnsucht der Dichterin nicht erfüllt, so ist sie doch darum nicht kleinmütig und verzagt. Das Heil kommt aus Wunden. Das Unglück hat dem Munde ernste Güte, dem Auge Frieden und der Stirn Gedanken gegeben. Die Verfasserin vergleicht sich dem Pfeiler, der seine Last tragen kann. Ihr Baum ist die Eiche; jeder Sturm ist derselben gut. J. B. Semmig ist im Leid stark und trotzig geworden. In der Gegenwart findet sie nicht, was sie wünscht und sucht. Sie wendet sich von derselben ab und geht zurück in die Vergangenheit. Hier findet die Suchende, was ihr das Leben versagt. Der Lyriker ist zum Epiker geworden.

Die Starke findet in der Geschichte Helden, zu denen sie aufblicken darf. Die Phantasie malt diese beliebig groß. Die Wirklichkeit berichtigt nicht auffallend. Roland, Parzival, Ulrich von Hutten, Luther und andere Männer begegnen uns in dem Buch. Wir sehen die Zinnen der Wartburg im Abendglanz vor uns liegen. „Von allem, was das deutsche Herz erhebt, ein Geisteshauch uns hier entgegenbebt; der holdesten Gefühle stiller Zug, der heiligsten Gedanken hoher Flug.“ Die Balladen des Buches erzählen von Heldinnen, die aufrichtig geliebt sein wollen. Sie sind imstande, eine Stunde Glücks mit dem Leben zu bezahlen. Am allerwenigsten wollen sie eine erzwungene Liebe.

„Es mag mein Schatz mich nicht mehr sehn. —  
Sie sagen, ich soll zur Hexe gehn.  
Sie hat einen Trank, der geht ins Blut,  
Da wird mein Schatz mir wieder gut.  
Ich bin noch schön, ich bin noch jung,  
Das wär' doch Zauberei genug.  
Erzwungenen Kuß, den will ich nicht,  
Und ob mir drum mein Herz zerbricht.“

„Schön-Ellen“ ist die heimliche Braut des Königs von Schottland. Die Zigeunerin liebt in der Hand Anna Boleyns:

„Deine Hand ist heiß, deine Linien rot,  
Hüte dich, Liebe bringt dir Not.  
Eines Königs Schatten geht durch das Haus,  
Dein Licht es löscht im Sturme aus.“

„Die Hexe“, die der Bischof von Roussillon verbrennen lassen will, hat einst im blühenden Mai heimliche Schwüre und Küsse von ihm empfangen. Andere Frauen, von denen wir erfahren, „liebten zu sehr“, wie die heilige Elisabeth, oder ihnen wurde das Liebste genommen, wie des Priesters Weib, das auf Gregors hartes Wort mit ihrem zitternden Kinde ins Elend mußte. Jeanne Bertha Semmig fühlt sich den Unglücklichen verwandt. Sie gehört selbst zu den Ringenden, die wie Jakob mit Gott und Menschen kämpften und Sieger blieben.

Und auch mit ihren Gedichten wird sie einen langsamen, aber sicheren Sieg davontragen, wenn sie, wie bisher, fortfährt, strenge Selbstkritik zu üben, und der Versuchung widersteht, um die Gunst der Menge zu buhlen.

### Jeanne Bertha Semmig's: Enzio.

Von Karl Ernst Anodt.

Über Jeanne Bertha Semmig's dichterische Eigenart habe ich in den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“ (Jahrgang 4, Heft 10) bereits einen längeren Artikel geschrieben. Heute ist's ihr besonderer Enzio — ein Ghibelinenlied, bei G. H. Meyer-Berlin (Heimat-Verlag) 1901 erschienen. Enzio — die goldgelockte, sagenumwobene Gestalt längstvergangener Geschichte: uns modernen Menschen ist sie beinahe ein „Märchen aus alten Zeiten“ geworden! Und doch hat Jeanne Bertha Semmig's plastische Kunst ihn neu herausgemeißelt und das Ewig-Menschliche durch ihre episch-lyrische Dichtung gleichsam wieder aktuell gemacht. — Es ist Conrad Ferdinand Meyer'sche Kunst, welche Jeanne Bertha Semmig hier aufs neue bekundet — und ich scheue mich nicht, diesen ihren „Enzio“ in direkte Parallele zu bringen mit des Kilchbergängers großer Dichtung „Hutten's letzte Tage“. Schon in der Form ähnelt „Enzio“ dem „Hutten“ — nur daß Jeanne Bertha Semmig mannigfaltiger wird und wirkt, indem sie die bei Meyer ausschließlich angewandten jambischen Zweizeiler (mit denen sie zwar auch beginnt) je nach ihrer besonderen dichterischen Eingebung abwechselt und ablöst durch verschiedenartigste Strophenbildung. Der Geist aber ist im „Enzio“ wie im Hutten derselbe echt deutsch-protestantische Geist. Auch das Motiv zur Enzio-Dichtung mag ein ganz ähnliches gewesen sein, wie es der Sänger des „Hutten“ also formuliert hat: „Aufs tiefste ergriff mich der ungeheure Kontrast zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Thatenfülle seiner Kampfsjahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtsstätte . . . Mich rührte sein einsames Erlöschen“ . . .

Sicher! Das ist auch das tiefste Motiv bei Jeanne Bertha Semmig zu ihrer Dichtung „Enzio“ geworden.

Und weil die Dichterin selbst von dem Stoff ihrer Dichtung so tief ergriffen und durchdrungen ist, weiß sie uns auch ihren Helden menschlich so nahe zu bringen, daß wir selbst von seinem Schicksal gerührt und von den seine Seele treibenden Ideen neu ergriffen sind. Denn wahrlich, es gährt genug unsre Zeit wiederum Bewegendes in der Seele dieses Enzio.

Der I. Teil handelt vom Leiden, der II. vom Streiten, der III. vom Liebeswerben, der IV. vom Sterben unseres Helden. Die bekannten Züge, welche Geschichte und Sage gewoben haben, sind in das neue Enziobild versflochten, aber der historische Stoff ist ganz eigenartig psychologisch durchseht.

Die besondere Kunst unserer Dichterin ist die Ballade. Ich muß indeß gestehen, daß mich noch viel mehr das „Lyrische“ in dem Buch ergriffen hat, dann



nämlich, wenn mit dem Empfinden des Enzio das eigene unserer vestalischen Dichterin auszufließen sich erkühnte. In dem von Jeanne Bertha Semmig gezeichneten Bilde Enzio's berührt uns eine wunderbare Mischung von Kraft und Weichheit. Genau so ist auch die Viederseele unserer Dichterin zusammengesetzt. Jeanne Bertha ist selbst eine „Jungfrau von Orleans“, nicht nur von Geburt, sondern in ihrem wesentlichsten Wesen.

Es ist bekannt, daß Conrad Ferdinand Meyer sich lange mit dem Stoffe „Kaiser Friedrich II.“ getragen hat. Enzio aber ist Kaiser Friedrichs II. — zwar der Geburt nach unechter, aber dem Geiste nach echter Sohn. In seiner Seele finde ich dieselben Gedanken gähren, welche Jeanne Bertha ihren Helden als Grabchrift auf Kaiser Friedrichs II. Grab im Geiste setzen läßt, und die da lautet:

„Hier ruht der Kaiser, der als Kind schon auf dem Haupt drei Kronen trug;  
Bergieb ihm, Deutschland, daß sein Herz nach Väterart dem Süden schlug.

Hier ruht ein Kämpfer, der mit Rom ein ganzes Kaiserleben stritt;  
Und war sein Schwert zu scharf, bedenkt, daß selber er an Wunden litt.

Hier ruht ein Denker, der der Welt uraltes Rätsel gern erfäßt;  
Bedenkt, das Rätsel löst sich nicht in eines Menschenlebens Haß.

Hier ruht ein Mensch. Du weißt, o Herr, was still Dir beichtet dieses Wort!  
Ein Kaiser starb — Du aber thu dem Menschen auf die Gnadenpfort“!

— Jeanne Bertha Semmig's „Enzio“ ist ein ebenso historisch wie psychologisch und poetisch wertvolles Werk. Und es ist eine erfreuliche Wahrnehmung in unserer „subjektiven“ Zeit, daß Frauenseelen in dieser Weise, wie's Jeanne Bertha hier versucht hat, sich von sich selbst zu befreien und von der bloßen Ich-kunst zur Objektivität höchster klassischer Kunst sich zu erheben wissen.

### Lady Kathleen.

Frühe Sage. Von Jeanne Bertha Semmig.

Im grünen Island war's, vor tausend Jahren.  
Auf blachem Feld und tief im Meeresgrund  
Lag Irlands stolze Jugend hingestreckt  
Vom Angelsachsen; auf dem blachen Feld  
Lag ungemäht, verdorben rings das Korn,  
Und durch die Hütten schritt die blasse Not.

Hoch überm Meere stand ein graues Schloß,  
Und jeden Morgen stieg Lady Kathleen,  
Die junge Herrin, Gaben in der Hand,  
Hernieder in den ärmsten Gau von Irland.  
Die Mütter streckten ihre Hände aus:  
„O Herrin, gebt uns Brot! Das Glend wächst!  
Hoch geht die See, kein reichbeladen Schiff  
Trägt uns die Woge freundlich übers Meer.“  
Sie reichte lächelnd ihre Gaben, küßte  
Den blaffen Säugling auf der Mutter Arm  
Und sagte: „In der Not bleib' ich bei euch“.

Zum Schlosse gingen schwer bedrückt die Fren:  
„Lady Kathleen, die Not wird riesengroß!“  
Doch plötzlich kamen — keiner weiß woher —  
Die Nacht war stürmisch — und kein Schiff zu sehn —  
Zwei dunkle Männer aus dem fernen Süden,  
Und ihre reiche Wohnung birgt das Korn,  
Das langersehnte Korn in Überfülle.  
„Wer Gold und Silber nicht zu geben hat,  
Der muß —“ und Schrecken dämpfte ihre Stimmen,  
„Das eigne Seelenheil zum Pfande geben,  
Wenn bis in Monatsfrist kein Schiff sich naht.  
Schon viele zahlten solchen Höllenlohn —  
O zürnet ihnen nicht — der Hunger nagt.“

Da riß die Jungfrau vom Gewande sich  
Die goldnen Spangen, nahm ihr Halsgeschmeide,  
Den Schmuck der Ahnen, aus geheimer Truhe  
Und sagte: „Nehmt, ich geb' es für das Volk.“



Doch immer jammerten die Kinder noch  
Im weiten Gau, da gab der Väter Schloß  
Kathleen zum Pfande für die Armen hin.  
— Hoch ging die See — kein Segel nahte sich.

Und wieder kam das Volk und flehte: „Brot!“  
Da sprach Kathleen: „Ich bin so arm wie ihr —  
Doch laßt im Land die Kirchenglocken läuten  
Und betet alle still für mich zu Gott!“  
— Zwei Tage schloß sie im Gebet sich ein,  
Dann ging sie langsam zu der Stadt hinab  
Mit festem Schritte, sah nicht rechts noch links,  
Bis sie der fremden Kaufherrn Schwelle fand.  
Da pochte sie, und vor dem gier'gen Blick  
Der Höllenknechte stand sie, keusch und rein,  
Die Hände auf der frommen Brust gefaltet.  
„Was willst Du?“ fragten sie.

„Korn für die Armen.“

„Das sollst Du haben, kennst Du auch den Preis?  
Die Monatsfrist ist morgen schon vorbei.“  
„Ich weiß es, meine Seele für mein Volk!“

Sie lachten im Triumph, solch köstlich Gut  
Ihr eigen bald zu nennen, — und Kathleen  
Schrieb mit dem eignen, unschuldsvollen Blut  
Den Namen auf das Höllenpergament.  
Dann ging sie heim. — Das schwer erworben'ne Korn  
Ließ sie verteilen, küßte noch die Kinder  
Und schloß sich wieder ein in ihre Kammer.

Am andern Morgen lief ein jauchzend Volk  
Den Berg hinan: „Die Dunkeln sind geflohn,  
Die Schiffe nah'n mit stolz geschwellten Segeln,  
Vorbei die Not! St. Patrick sei gelobt!“

— So still im Schloß! Sie stürmen in den Saal,  
Sie horchen an der Thür zum Frau'ngemach,  
Sie öffnen sie —: im Betstuhl knieend ruht  
Lady Kathleen, im Tode selig lächelnd.

## Berliner Theaterchau.

### II.

Berlin, Mitte Dezember 1901.

Aus dem Berliner Theaterleben dieses Winters war bis jetzt nicht viel Erfreuliches zu berichten. Was mich aber am traurigsten gestimmt hat, sei gleich an der Spitze dieses Berichtes abgemacht. Es handelt sich nicht um den Durchfall eines Stückes, noch um das, was eigentlich schlimmer ist, den Erfolg eines elenden Schmarrens. Wir sind ja beides gewohnt. Nein, — es handelt sich um eine ganz kleine Zeitungsnotiz von drei Zeilen, in der das „Königliche Schauspielhaus“ mitteilte, daß es sich infolge des großen Kassenerfolges von Shakespeares „Richard III.“ und Felix Philippis „Das große Licht“ genötigt sehe, die Tragödie „Heinrich VI.“ von Dietrich Grabbe, die zum hundertsten Geburtstage des Dichters aufgeführt werden sollte, zurückzustellen. Kann das ganze Elend unseres Theaterbetriebs einem schroffer vor Augen geführt werden, als in diesem Satz, der mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ausgesprochen wird? Schon die Zusammenstellung Shakespeares mit Philippi, dann das offene Eingeständnis, daß der Kassenerfolg den Spielplan bestimmt, drittens das Bekenntnis, daß man diesen Erfolg eines Stückes durch möglichst rasche Wiederholungen ausnützt, wodurch selbstverständlich auch die besten Werke totgepeitscht werden, und endlich alles in allem — ich finde keinen andern Ausdruck — die Schamlosigkeit, mit der ein glänzend dotiertes Institut, wie das königliche Schauspielhaus, seine Gleichgültigkeit gegenüber allen künstlerischen Verpflichtungen hinausruft. — So ist natürlich Grabbe's Ehrentag ohne jede Bedeutung für unsere Bühne geblieben, wo wir in unserem schwächlichen Zeitalter die Auffrischung durch die bebende Leidenschaftlichkeit dieses Mannes so gut gebrauchen könnten.

Und was ist es nun um dieses „große Licht“ Felix Philippis, das mit des gewaltigen Speerschüttlens „Richard III.“ auf der Bühne unseres königlichen Schauspielhauses leuchtet, so daß der Kassierer nicht mehr recht weiß, was Sonne, was Mond ist? Es war in der That ein starker Theatererfolg, es war vor allem ein ungeheurer Schauspielereerfolg. Adalbert Matkowsky, der heute zweifellos das gewaltigste Talent unserer deutschen Bühne ist, fand hier die ihm leider so selten gebotene Gelegenheit, seinem hinreißenden Temperament die Zügel schießen zu lassen. Nicht Felix Philippi, sondern Matkowsky hat die Michel-Angeleske Gestalt des genialen Baumeisters Ferleitner geschaffen. Philippi hat die Phrasen geschrieben, das tönende Gerede von ungeheurer Künstlerschaft. Er hat an Theatergesten gedacht. Bei Matkowsky werden die schallenden Phrasen zu warmblütigem Leben, die Theatergesten zum notwendigen Ausdruck des angesammelten Kraftüberschusses. Gegen Matkowsky kamen die andern nicht auf, so Treffliches sie auch boten: Christians in der fein abgeschattierten Vorführung des nervenzerrütteten Künstlergeistes Rasmussen, Pohl in der behäbig fatten Verkörperung eines nur in der Welt Bach's und Mozart's sich wohl fühlenden Organisten.



Ich muß wohl auch Einiges über das Stück sagen, trotzdem mit der Erwähnung der Schauspieler eigentlich das Wichtigste geschehen ist. Philippi behandelt diesmal keinen „Fall“, wenigstens keinen wirklichen. Die Überweisen im Hause schnüffelten zwar beständig nach Beziehungen auf bekannte Ereignisse; man ist das ja bei Philippi eben so gewohnt. Aber die Analogie fand sich nicht. Die Behandlung eines „Falles“ ist das Stück trotzdem, nur daß Philippi sich ihn künstlich konstruiert hat. Die Behandlung eines „Falles“ ist es, weil der Verfasser nur das Äußere giebt, die innere Entwicklung aber gar nicht zu schildern weiß. Es handelt sich im kurzen um folgendes:

Baumeister Ferleitner vollendet nach fünfzehnjährigem Schaffen einen gewaltigen Dombau, der die Bewunderung der Welt herausfordert. Zur inneren Ausschmückung holt er sich den jungen Maler Rasmussen, an dessen geniale Begabung er so fest glaubt, daß er, allem Widerspruch der maßgebenden Kreise zum Trotz, seinen Willen durchsetzt. Das ist der erste Akt, der beste des Stücks. Bisher hat die Äußerlichkeit nur in der Rede gelegen, jetzt tritt sie in der psychologischen Entwicklung zu Tage. Zwischen dem ersten und dem zweiten Akt liegen einige Jahre. In ihnen hat sich Rasmussen gewandelt. Der Ehrgeiz zehrt an ihm, und da er die innere Kraft nicht ist, die er äußerlich scheint, wandelt sich dieser Ehrgeiz in Neid auf das echte Genie Ferleitners, das heißt, diese Entwicklung, die gerade eine schöne Aufgabe für einen wirklichen Seelenkämpfer gewesen wäre, wird uns nicht vorgeführt. Sie wird uns einfach als fertige Thatsache gesagt, und wir müssen sie glauben. Philippi zeigt uns lieber die äußeren Folgen, die sich nun rasch steigern und im dritten Akt zu einem wahren Paroxysmus des Neides führen. Rasmussen hat nicht nur eine Schmähschrift gegen Ferleitner veröffentlicht, er hat auch in einer Allegorie vom großen und kleinen Licht sich selbst als Sonne, den beneideten Baumeister als Mond dargestellt. Auf's heftigste prallen die beiden aufeinander, und als der Maler sieht, daß die von ihm heißgeliebte Charlotte sich dem echten Ferleitner zuwendet, bricht bei ihm der Wahnsinn aus. Damit ist eigentlich das Werk zu Ende. Aber dies wäre doch kein Theaterschluß, und Philippi ist ja so ganz und gar Komödiant. Er schreibt also noch einen überflüssigen vierten Aufzug, in dem die Einweihung des fertigen Bauwerks stattfindet. Der Meister desselben aber sitzt als Tröster beim gemütskranken, im Stille der Ibsen'schen „Gespenster“ von „Sonne“ fiebernden Freunde. Da erklingt unter Orgelbrausen das von Charlotte gefungene Hallelujah, und während vom Dome her jubelnder Glockenklang herüberschallt, zerschmettert sich Rasmussen durch einen Sturz aus dem Fenster.

Das ist also für unser Schauspielhaus das Werk, hinter dem der ja allerdings nicht theatermäßige, gewaltige Grabbe zurückbleiben muß. Talmi statt Gold, das heißt nur für die Litteratur. Im Kasten des Kassierers klumpert es echt, und das ist ja die Hauptsache. Wozu hätten wir denn sonst eine ideale Kunstpflege?

Während diese Sünde im Schauspielhause begangen wurde, wurde „Die größte Sünde“ im Lessing-Theater aufgeführt. Und nun wäre eigentlich noch das Problem zu lösen, wo die größere Sünde begangen wurde; denn Philippi thut immerhin so, als ob er sich um ein eigentliches Kunstproblem bemühe. Otto Ernst aber huldigt in seinem Stück der glatten Tendenz, und zwar einer Tendenz, die sich in einem Leitartikel der „Vossischen Zeitung“ stilsgerichtet ausnehmen würde. Stephany würde für die notwendigen Bitate sorgen, und „Geistesfreiheit“ und „Männerwürde“ würden dabei „gesperret“ gedruckt. Otto Ernst hält natürlich auch dieses Mal ein Kolleg.

Man soll nun und nimmer seine Überzeugung verleugnen, niemals zu Kreuze kriechen, heißt das Thema. Die Ausführung ist folgende: Auf der rechten Seite stehen die Schwarzen, die Orthodoxen und jene, die es aus praktischen oder gesellschaftlichen Gründen mit der Orthodorie halten. Auf der linken Seite strahlt das Licht in der Gestalt des Schriftstellers Wolfgang Behring. Er ist ein Freigeist. Man kann es hier buchstäblich fassen, als frei vom Geist der Bejahung. Denn das ist die Hauptschwäche des Stückes; dieser Herr Behring hat keine positive Überzeugung, keine Weltanschauung, für die er kämpft, er kann nur verneinen. Und er verneint die Orthodorie, wie alle ihre kirchlichen Gebräuche. Deshalb ließ er sich nicht kirchlich trauen, als er die Tochter eines Vertreters des schwarzen Lagers heimführte, deshalb ließ er auch sein Kind nicht taufen. Der Schwiegervater hat ihn deshalb enterbt, und es geht den jungen Leuten recht knapp. Doch die Frau trägt das alles aus Liebe zum Manne. Weder Wolfgang Behring, noch Otto Ernst scheinen zu fühlen, daß diese Frau unendlich größer ist als ihr rede- und gesinnungstüchtiger Gatte. Als nun aber ihr Kind auf den Tod erkrankt, erzwingt sie dessen Taufe, weil sie nur von ihr Hilfe erwartet. Es ist zu spät, und als nun neue Schicksalsschläge über die beiden hereinbrechen, indem die finanzielle Grundlage des Hauses zusammenbricht, als die Frau unter diesen Umständen niedersinkt, da kriecht Behring zu Kreuze, macht einen schönen Kotau vor seinem Schwiegervater und holt die kirchliche Trauung nach. Nun hätten es die beiden recht gut, wären nicht Otto Ernst und sein würdiger Held so „unentwegte“ Männer. Behring findet keine Ruhe und verzehrt sich in Verzweiflung über seine Charakterlosigkeit. Und wieder ist in ihrer Art die Frau die stärkere. Da sie das Gefühl hat, an der Lage ihres Mannes schuld zu sein, rät sie zum Tode. Beide gehen ins Nebenzimmer, um ihrem Leben ein Ziel zu setzen.

Das ist unsere neue Tragödie der Überzeugungstreue bis in den Tod. Ich habe Gutzkow noch nie so sehr geachtet, wie beim Vergleich mit Otto Ernst. Bisher kam mir sein „Uriel Acosta“ immer als Theatermacher vor. An Ernst gemessen ist er von hoher Echtheit. Nun möchte ich mein Urteil über Gutzkow doch nicht ändern. Was soll ich aber dann über Otto Ernst sagen? Wie heißt doch sein Stück? — Die größte Sünde. —

Ich glaube, daß es einen tieferen Grund hat, wenn Schiller auf dem Gendarmenmarkt dem königlichen Schauspielhaus den Rücken zugehrt. Denn Schiller, der so kräftig für die Bühne als Erzieherin zum Leben eintrat, er muß sich von einer Stätte abwenden, für die die ganze zeitgenössische Dichtung, vom großen Lichte Philippi abgesehen, nur in Süßholzrasperei für brave Backfische und in Schwänken besteht, über die nur der behaglich verdauende Philister von Rechtswegen lachen kann. So wurde die neueste Leistung der Herren Franz v. Schönthan und Franz Koppellfeld vom hochwohlwöbllichen Publikum freundlichst aufgenommen. Damit könnte man eigentlich den Bericht über das Verlustspiel „Florio und Flavio“ schließen, denn den sogenannten Dichtern wie dem Direktor ist ja dieser Erfolg die Hauptsache, wie dem Publikum die Unterhaltung; die Dichtung selber hat ja gar nichts zu sagen. Aber so schnell kommt man nun doch nicht davon weg, denn der Berichterstatter hat ein Amt, und dieses gebietet ihm, seinen Lesern nicht nur über die Dinge zu berichten, die ihm am Herzen liegen, sondern über die, die in ihrer Gesamtheit unser Kunstleben ausmachen. Und da darf man an einem Werke nicht vorübergehen, das diesen Winter sicher an dreißig Mal auf der königlichen Bühne erscheinen und auch seinen Rundgang über die Theater im Reiche machen wird.



Die beiden Verfasser haben mit ihrer Töchterchulauffassung der „Renaissance“, die sie in besseren Bonbonnièrereversen vortrugen, solches Glück gehabt, daß sie sich entschlossen, nach der Kulturgeschichte auch ein Stück Litterarhistorie von ihrem Standpunkte aus vorzutragen. Und zwar zunächst spanische, — die Fortsetzungen werden, wenn die Herren am Leben bleiben, sicher noch folgen. Don Hurtado Diego de Mendoza war ein tüchtiger Staatsmann Spaniens im 16. Jahrhundert. Wahrscheinlich bekam ihm der Sommerurlaub einmal so gut, daß er sich auf's Dichten verlegte; nach der bewährten Regel, daß Gegensätze sich anziehen, schrieb er nun nicht eine Haupt- und Staatsaktion, sondern ein Schelmenstück. Ob er ahnte, welchen Dienst er für alle Zeiten den Dramendichtern erwies, als er die Schelme litteraturfähig machte? In der spanischen Litteratur ist ja bekanntlich das Stehlen erlaubt, nicht in den Stücken, sondern an den Stücken. Und so wandern denn die Schelme von Mendoza zu Lopa, von Lopa zu Calderon, von Calderon zu Moreto u. s. w. u. s. w. Sie ziehen auch über die Grenze. Shakespeare kennt sie, wir haben unsern Robert und Bertram, Schluck und Fau und jetzt Florio und Flavio. Die letzteren behaupten die echten, alten Schelme des Don Hurtado Diego von Mendoza zu sein. Das ist aber nicht wahr. Sie sind echte Söhne von Schönthan und Koppel-Ellfeld, richtige Kostümpuppen, aber keine vollblütigen Menschen. So wirkte auch der Inhalt, wie die beiden Gauner sich im Hause eines hochmütigen Dümmlings als Graf und Diener einschmuggeln, um so die reiche Tochter zu gewinnen, was ihnen aber verdientermaßen vorbeigelingt, nur als Kostüm, nirgends als Wahrheit, zumal die Verfasser gar nicht den Mut haben, ihren Stoff völlig auszubreiten. — In solchen Kostümstücken fühlen sich die Schauspieler am wohlsten, erst recht, wenn ihnen noch besondere Solo-Glanznummern zugeteilt sind. Das ist hier reichlich geschehen, und die königliche Bühne hat nun auch ein zwar verkapptes, aber doch ein „buntes Brett“. —

Paul Lindau hat ein Gewissen; das ist immerhin eine psychologisch ganz wertvolle Entdeckung. Er hat als „Dichter“ und Kritiker ganz heillos gesündigt; jetzt, wo er Theaterdirektor ist, schlägt ihm das Gewissen — immer nur zur rechten Zeit, wenn der „Dichter“ Lindau nicht vorspricht — und er wagt mehr und Besseres als die andern. Er wagt sogar Aufführungen, von denen er von vornherein weiß, daß sie unmöglich Erfolg haben können. In einer solchen Stimmung brachte er Johannes Schläfs zweiaktiges Schauspiel „Der Bann“ zur Darstellung. Schlaf ist heute noch derselbe, wie vor zwölf Jahren, wo er als ein Apostel des Naturalismus im Vordergrund stand. Und wie er damals der feinste von allen war, durchaus nur Ausnützer der Milieustimmung, nie Verfechter der rohen That oder der groben Tendenz, so ist er es auch jetzt noch. Nur daß er vielleicht noch feiner, noch weltflüchtiger geworden ist, als ehemals; daß sein neues Drama noch viel mehr nur lyrische Stimmung, noch weniger Geschehen und Entwicklung ist. Ich kann es der Zuhörerschaft nicht verübeln, daß sie sich langweilt, wenn ihr anstatt eines Schauspiels eine psychologische Novelle vorgehustet und vorpausiert wird. Denn die — — — und . . . gehören zu den wichtigsten Ausdrucksmitteln von Schläfs Stimmungskunst.

Der Stoff ist winzig, hätte aber immerhin von derber zugreifenden Händen eines Dramatikers zu einem packenden Einakter gestaltet werden können, während er hier in Stimmungen zerfließt. „Der Bann“ ist die Macht, mit der ein freudloser, griesgrämiger Mann sein Weib gefangen hält, das so sehr nach dem Leben verlangt

und nach dem jungen Künstler, der ihr die Schönheit der Welt so begeistert schildert. Aber des Mannes Liebe zwingt die Frau zum Aushalten bei ihm. — Axel Delmar bot am gleichen Abend einen Einakter „Es tagt“. Doch tagte keinem Zuhörer der Sinn, und erst recht dunkel blieb, weshalb Delmar sich plötzlich damit abquält, die Seelenstimmung russischer Kleinbauern zu ergründen.

Am gleichen Abend geschah noch außerdem etwas Merkwürdiges. In einem sonst dem Skatspiel und Biergenuß geweihten Gasthof im schönen Vorort Friedenau wurde ein neues, ein „freies“ Theater eröffnet. Warum und wozu, wer kann das wissen. Gegeben wurde ein uralter, völlig belangloser Schwank von Gogol „Die Brautschau“. Und danach weiß man noch weniger, was das Ganze soll; inzwischen ist das freie Theater denn auch „vogelfrei“ geworden d. h. eingegangen.

Unserem Berliner Theaterleben fehlt bis jetzt in diesem Winter nicht nur jedes große Ereignis, sondern auch sogar jede Sensation. Es ist, als hätte die Überbrettel-Epidemie nicht nur jeden Zug ins Große unterbunden, sondern auch allen Wagemut ertötet. Wenn man mit solcher Schnitzelware, die wenig kostet und viel einbringt, den besten Beifall erringen kann, warum sollen die löblichen Herren Direktoren sich auch noch anstrengen! Sie versprechen allerdings oft das Beste. Das Lessingtheater zum Beispiel spricht vom ganzen „Faust“ und einem Otto Ludwig-Byflus. Wohlverstanden, das wird versprochen, gespielt wird nach Blumenthal Herr Hugo Lubliner, der das Talent hat, aus einer ausgeklügelten dummen Albernheit noch ein abendfüllendes Stück zu machen. Dagegen ist der Berichterstatter völlig ratlos, wenn er von den „lieben Feinden“ etwas erzählen soll. Es ist eben nichts darin, und ich halte meine Leser, den Raum der Zeitschrift und mich für zu gut, um hier auszuführen, wie glänzend es Lubliner gelungen ist, jedem geistreichen Einfall, jedem Witz und jedem Gedanken aus dem Wege zu gehen. Für diese glänzende Spezialistenleistung belohnt ihn natürlich der reiche Beifall dieses Publikums, das glaubt, in einem Lessingtheater zu sitzen. —

Da sind die Franzosen Valabrègue und Hennequin doch andere Kerle. Wenn ihnen für's Theater nichts mehr einfällt, so strengen sie ihre Phantasie an, daß ihnen die Bühne als Zirkus erscheint. Nun kann's ihnen nicht mehr fehlen, denn im Zirkus giebt es ja Clowns, und Clownscherze veralten nie, erst recht nicht, wenn sie in neue Umgebung gerückt werden. Darin besteht der „endlich von der Zensur freigegebene“ Schwank „Coralie & Co.“ Eigentlich darf man weiter nichts verraten, denn da jeder diese Streiche schon aus dem Zirkus kennt, hieße es der moralischen Anstalt des Theaters Abbruch thun, wenn man verraten würde, was aus dem Clownrepertoire nun auf die Theaterbühne gekommen ist. Es muß doch noch Überraschungen geben. Dieser „Streich“ geschah im „Neuen Theater“, allwo Frau Rüscha Buzze ihren Gästen abwechselnd Zuckerlimonade und Paprikaschnitzel aufstischt. So befriedigt man sie alle, und da sagt man noch, die Berliner seien nicht bescheiden. —

Unter diesen Umständen wird man bescheiden und freut sich über jede Gabe, die einen wenigstens nicht ärgert. F. W. Widmann, der bekannte Schweizer, hat in so mancher Hinsicht gezeigt, daß er auch größere Aufgaben zu lösen vermag, daß man es ihm eigentlich verübeln sollte, daß er seine Kraft an ein so spielerisches Stücklein wendet, wie der Einakter „Lysanders Mädchen“ es ist. Aber der lustige Einfall, durch den Lysander von Sparta sich zu helfen weiß, ist so anmutig vorgetragen, daß man sich gut dabei unterhält. Ein schlauer Papa und ein vorzüglicher Menschenkenner,



dieser Lysander, dessen zwei Töchtern der Tyrann von Syrakus kostbare Kleider zum Geschenk übersendet. Die Annahme der Gaben brächte Lysander in den Verdacht der Bestechlichkeit, ihre Ablehnung würde den Zorn des Gebers erregen. Der Schlaue hilft sich dadurch, daß die Mädchen selber dazu gebracht werden, abzulehnen. Eine ältere Athenerin bekommt das fertig, indem sie den Mädchen klar macht, daß die Kleider nicht mehr nach der Mode sind; nach außen hin trägt natürlich die „Tugend“ den Sieg über die Eitelkeit davon. Das Stückchen hat außerdem den Vorzug, kurz zu sein. — Im „Berliner Theater“ fand auch Wilhelm Meyer-Försters Schauspiel „Alt-Heidelberg“ eine freundliche Aufnahme, in die auch der Litteraturfreund gerne einstimmen mag. Und dabei ist dieses Stück nicht etwa bedeutend; auch die Satire, die in seinem Schlußakt liegt, entschied den Sieg nicht, sondern die Fähigkeit des Verfassers, etwas von Studentenfrohmuth und Studentensorglosigkeit auf die Bühne zu bringen, so daß in jedem Herzen ein Bild aus der Jugendzeit, der wunderschönen Jugendzeit, aufging. So konnte man sich dieses Erfolges freuen, wenn auch die Litteratur keinen Gewinn davon hat. Das war keine Enttäuschung, weil man keine Erwartungen hegte. Dagegen war die Niederlage von Gerhart Hauptmanns „Der rote Hahn“ eine solche in höchstem Maße.

Man wird den in den letzten Jahren oft so überschwänglich gefeierten Dichter in der künftigen Litteraturgeschichte wahrscheinlich als eine tragische Erscheinung geschildert finden. Tragisch, nicht um seines äußeren Erlebens willen; denn, selbst wenn er keinen Erfolg mehr zu erringen vermöchte, so wäre das doch im künstlerisch und menschlich höherem Sinne keine Tragik, wenn nur sein inneres Leben und Erleben nicht an einem tragischen Zwiespalt litte. Von seinen ersten Werken an offenbart sich diese zwiespältige Natur, als deren Pole man „Die Weber“ und „Vor Sonnenaufgang“ einerseits, „Die versunkene Glocke“ und mehr noch das Epos „Promethidenlos“ und viele der vorläufig noch zerstreuten Gedichte ansehen kann. Daß Gerhart Hauptmanns Natur zwiespältig in ihrer Anlage ist, wäre an sich das Schlimmste nicht, wenn man nur noch die Hoffnung hegen dürfte, daß er sich zur Einheitlichkeit durchzuringen vermöchte. Ein allen Werken gemeinsamer, aber allerdings in sehr verschiedenem Grade hervortretender Grundton, den man als Pessimismus der liebenden Teilnahme bezeichnen könnte, konnte wohl zu dieser Hoffnung berechtigen. Ich habe niemals recht diese Hoffnung zu teilen gewagt, weil die beiden Naturen immer so sorgsam geschieden auftraten. Sogar dort, wo, wie in „Hanneles Himmelfahrt“, beide zusammengezogen waren, blieben die Elemente des scharf sezierenden Naturalismus und mystischer Märchenhaftigkeit völlig geschieden, verschmolzen nirgends zu einem neuen Ganzen. Heute ist Hauptmann ein Bierzigjähriger, aber er ist heute noch gerade so zerplittert und sprunghaft, gerade so unsicher, wie früher. Es kommt aber noch eins hinzu, das recht seltsam wirkt. Hauptmanns neuestes Werk „Der rote Hahn“ ist die Fortsetzung eines vor bald zehn Jahren erschienenen Werkes, der 1893 zuerst aufgeführten Diebskomödie „Der Biberpelz“. Man ist mit Recht mißtrauisch gegen solche Fortsetzungen. Nur selten haben sie einen inneren Grund. Bei Hauptmann darf man allerdings nicht den Gedanken zulassen, daß er nach den letzten Mißerfolgen einen alten Erfolg neu auszumünzen beabsichtigte. Ein Zeichen dafür, daß er nun erst recht unsicher geworden ist, ist es aber immerhin. Denn eine Vertiefung jenes ersten Problems, das Hinauswachsen über den Stoff bringt „Der rote Hahn“

nicht. Er bringt allerdings den Schluß, der dem „Biberpelz“ fehlte, die ausgleichende Gerechtigkeit und vielleicht auch die äußere Natürlichkeit oder doch Wahrscheinlichkeit. Bei der Aufführung fühlte das Publikum nichts davon und zischte nach dem letzten Fallen des Vorhangs. Nur nach dem dritten Akt hat es einen Erfolg gegeben. Aber gerade dieser Akt hat sein getreues Seitenstück im „Biberpelz“; daß jetzt die Verhörscenen feiner ausgearbeitet sind, will nicht viel bedeuten.

So habe ich denn die Hoffnung auf Gerhart Hauptmanns Weiterentwicklung völlig aufgegeben. Möglich, daß er uns noch manches schöne Werk schenken wird. Es wird aber kein Wachsen in die Höhe, sondern in die Breite sein.

Einige Worte nur über den Inhalt des Stückes. Die Leute kennen wir ja noch fast alle von früher. Die Mutter Wolff hat sich zum zweiten Mal verheiratet und ist jetzt Frau Schuhmachermeister Fielitz. Zu ihrem Leidwesen bedeutet das noch nicht den erwünschten Aufstieg. Da ihr aber die Dieberei und Wilderei zu beschwerlich und wohl auch nicht einträglich genug geworden sind, greift sie jetzt zu einem wirksameren Mittel. Ihre alte Hütte wird hoch versichert, und danach — kommt der rote Hahn darauf geflogen. Du lieber Gott, man muß sich zu helfen wissen. Das ist aber doch nun kein schlimmes Verbrechen. So eine alte Bude brennt so wie so einmal ab, warum soll man nicht ein bißchen Vorsehung spielen und den richtigen Augenblick wählen! Im Dorf weiß natürlich alle Welt, wer es gethan hat, aber verraten, der Obrigkeit verraten, um keinen Preis. Sie sind ja alle im Grunde nicht besser, als die alte Wolff, nur nicht alle ganz so schlaue. Aber auch wenn die Alte nicht so schlaue wäre, Herr Amtsvorsteher Wehrhahn ist noch immer im Dorf, und in seinen Jahren pflegt man nicht mehr klüger zu werden. Also für den Herrn Amtsvorsteher ist die Sache ganz klar, die Schusterleute sind selbstverständlich unschuldig, dafür wird ein trottelhafter Junge, der zuerst in der Nähe des brennenden Hauses gesehen worden ist, eingesperrt. Das Ehepaar Fielitz-Wolff fängt aber mit den Versicherungsgeldern ein neues, stattlicheres Haus zu bauen an. Indes Mutter Wolff hat doch einen Knacks weggekriegt. Es erwacht bei ihr so etwas wie Gewissen, und sie sieht am helllichten Tag Gespenster. Aber immerhin, sie leistet auch jetzt noch Hervorragendes. Während ihr der Vater des eingesperrten Jungen ins Gewissen redet, mißt sie seine weiche Stimmung, um ihm ein Grundstück abzuschwindeln. Bevor sie dieses neue Meisterstück zu stande bringt, legt ihr der Tod das Handwerk. Im Anblick ihres neuen Hauses, das sie nun nicht mehr beziehen kann, trifft sie der Schlag.

Je länger man überlegt, um so mehr erscheint dieses gewaltsame Ende als ein feiner Zug einer mehr satirischen Gerechtigkeit. Die Alte erlebt das Hinaufwachsen nicht mehr; ihren Angehörigen, die um kein Haar besser sind, wird es desto sicherer gelingen. Auf der Bühne wirkte, trotz des unübertrefflichen Spiels des „Deutschen Theaters“, dieser Schluß als Zufall und Willkür und entschied den Fall des Stückes. — Aber was würde das Gegenteil genutzt haben?! Klugheit hat noch nie den Wert der Dichtung ausgemacht; und mehr ist dieser Schluß auch nicht.

Vor einigen Jahren hätte wenigstens die Kritik das Heil einer solchen Lösung verkündet; heute erfolgt die Ablehnung auch in der Presse. Wir leben schnell. Das ist zuweilen auch ein Trost. Ein Trost, weil wir darauf die Hoffnung gründen, daß Gesundheit und Freudigkeit im höheren Sinne bald wieder die Hauptforderungen sein werden, die wir an die Presse stellen.

Dr. Karl Stord.



## Die hervorragendsten Mädchen- und Frauengestalten in Gottfried Kellers Romanen und Novellen.

Von Aug. Wünsche.

Gottfried Kellers Romane und Novellen führen uns nach der Schweiz, die seine eigene Heimat und zuletzt der Wohnplatz des Dichters war. Die in denselben auftretenden Personen sind Träger des Charakters seines Volkes, und als solche will sie auch der Dichter in erster Linie aufgefaßt wissen.

Keller greift mit seinem Dichtergenie stets in die Tiefe des Menschenherzens, und indem er den Grund desselben gleichsam mit all seinem Gestein und Geröll aufwühlt, fördert er auch jene herrlichen Schätze zu Tage, von denen wir kaum mehr eine Ahnung haben. Die Figuren sind keine Nebelgestalten, die vor der rauhen Hand der Wirklichkeit in Nichts zusammensinken, sie sind auch keine Heiligen, die als unerreichbare Vorbilder vor uns stehen, nein, sie sind sämtlich Repräsentanten des realen Lebens, die teils durch die Würze eines ungesuchten, feinen Humors und die Reinheit der Gesinnung, teils durch die Verschrobenheit der Ansichten und die blinde Gewalt eines in den Abgrund treibenden Dämons unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen. Überall aber ist es die ungeschminkte Wahrheit, die uns entgegentritt, nicht selten sogar in dem Gewande einer gewissen Derbheit. Schon aus diesem Grunde dürfte man den Kellerschen Dichtungen prophezeien, daß sie nicht nur als Moderomane und Eintagsfliegen schnell an der Teilnahme der Leser vorbeikommen, sondern tiefere Wurzeln schlagen und auf lange Zeit ihre Anziehung ausüben werden.

Ganz besonders gilt das Gesagte von den Frauengestalten, die in ihrer Natürlichkeit und in ihrem volkstümlichen Freiheitsinn das Herz so nach außen kehren, daß man selbst die geheimsten Falten erkennen kann. Es ist wahr, sie küssen alle gern, sie lassen sich dazu nicht lange nötigen, ja, sie fangen meist damit zuerst an, aber man muß an ihnen keinen Zug einzeln herausgreifen, sonst verrückt sich das Bild, wie der Dichter es gezeichnet hat.

Kellers Frauengestalten sind aus dem Ganzen geschaffen, jede ist ein Wurf seiner Künstlerhand, gleich fix und fertig in ihren Anlagen und Neigungen, die nur durch äußere Schicksale mehr oder weniger in der Entwicklung beschleunigt werden. An ihre Läuterung, ihre Niederlagen oder ihren Sieg über die feindlichen Einflüsse knüpft sich des Lesers Teilnahme. Es sind kernige Figuren, voller Wahrheit und Geradheit, ohne den äußeren Glitter des künstlichen Dran und Drum. So ist mit Meisterschaft z. B. in der Judith die ungezügelter Leidenschaft der Liebe, in Brenchen die Größe des Opfermutes, in Ursula die unbeugsame Beharrlichkeit

der Treue, in Fides die stille Zurückgezogenheit des Argwohns, in Frau Regel-Amrain die Kraft der Entschlossenheit, in der Baronin Hedwig die Herbittheit des Stolzes, in Küngolt die dämonische Gewalt der Gefallsucht dargestellt.

Man kann sämtliche Erzählungen Kellers lesen, ohne eine Überreizung des Gehirns oder eine Abspannung der Nerven zu fühlen. Kein Charakter gleicht dem andern, jeder hat eine neue Wesenseigentümlichkeit, und, sehen wir recht zu, wir kennen selbst solche Leute, sie stammen aus unserer Erinnerung, sie sind zum Teil von unserem eigenen Fleisch und Blut.

Fragen wir, wie können Gestalten aus dem Volke und dem kleinbürgerlichen Leben irgend welche Anziehung haben, so möchten wir hierauf mit Kellers eigenen Worten, die er in Bezug auf die Glaubensmenschen (Grüner Heinrich, Band II, S. 169) äußert, antworten: „Will man die Bedeutung des Glaubens kennen, so muß man nicht die orthodoxen Kirchenleute betrachten, bei denen Alles über einen Kamm geschoren ist und das Eigentümliche daher zurücktritt, als vielmehr die undisziplinierten Wildlinge des Glaubens, welche außerhalb der Kirchenmauern frei herumschwimmen. Hier treten die rechten Beweggründe und das Ursprüngliche in Schickal und Charakter hervor und werfen Licht in das verwachsene und festgewordene Gebilde der großen geschichtlichen Masse.“ Kellers Frauen sind zum großen Teil solche undisziplinierte Wildlinge. Sie üben schon insofern eine große Anziehungskraft aus, als sie in ihrer gesunden Naturanlage vielfach einen ergöglichen Gegensatz zur modernen Erziehung bieten. Mögen unsere heutigen Frauen noch so herrliche Eigenschaften des Geistes und Gemüts haben, Originalität findet man selten bei ihnen. Die gegenwärtige Mädchenerziehung, die an der unverdauten Kost allzureichlicher Schulweisheit leidet, ist recht eigentlich „ein Scheren über einen Kamm“, nur wenige undisziplinierte Wildlinge begegnen uns, die uns zwar zum Lächeln reizen, zu denen wir uns aber bei der Natürlichkeit und Frische ihrer Denkungsart unwillkürlich hingezogen fühlen.

Wie bereits bemerkt, sind Kellers Frauengestalten mitten aus dem Leben herausgegriffen. Wir sahen schon ähnliche Gestalten in den Schänkstuben, am Waschfaß, am Spinnrad, bei der Feldarbeit, in der Hauswirtschaft, beim abendlichen Stellbischen, an der Hochzeitstafel, in der Nähe eines freundlichen oder murrenden Gatten, inmitten einer lärmenden, hungrigen Kinderschar, es fehlte uns aber der Zusammenhang, in dem sie mit dem Leben standen, wir bemerkten nicht ihre Gemüts- und Geistesrichtung, durch welche sie in das treibende Rad der Zeit mit eingriffen und gewissermaßen aus dem kleinen Kreise der Alltäglichkeit zu höherer Bestimmung emporgehoben wurden. Bei Keller nehmen die Frauen meist regen Anteil am öffentlichen Leben, sie ringen auf religiösem Gebiet nach bestimmten Überzeugungen, sie streben nach geistiger Bildung, weil sie ihnen innerstes Bedürfnis ist. Die Eigenartigkeit des Schweizer-Volkes kam dem Dichter dabei gut zu statten. Die Schweiz als Republik erzieht besonders mit durch ihre politische Verfassung. Weil Jeder mitreden kann, denkt auch Jeder mit. Daher spiegelt sich in Kellers Frauengestalten Zwinglis Werk, die Entwicklung des Städtewesens, das mittelalterliche Festhalten an Sitten und Gebräuchen, die schöngeistige Bewegung des Minnegesangs und noch vieles Andere auf's lebendigste wieder. Sie wurzeln fast



alle in dem der Schweiz eigentümlichen Boden der Freiheit, ihm verdanken sie die Richtung ihrer Sinnesart. Selbst der Einfluß der großartigen Natur des Landes ist an ihnen nicht zu verkennen. Da die Berge schon an und für sich, wie der Dichter sagt, etwas Beflügelndes, den Sinn Emporhebendes haben, während die eintönige Reflexion mit der schweren Gedankentiefe sich in das Thal flüchtet, so strahlen sie meist in jener sonnigen, freundlichen Stimmung, die das Herz frei und unverhüllt auf die Zunge legt, die aber in dämonenhaften Zorn sich wandelt, sobald die Liebe des Herzens zurückgestoßen wird. Das Feuer, mit dem sie lieben, ist nicht immer ganz rein und makellos, sondern oft der Ausfluß einer starken Sinnlichkeit. Sie fangen meist zuerst an mit ihrer Liebe, die Männer thun wenig oder gar nichts dazu, sie verwundern sich nur, wenn sie nicht wieder geliebt werden, und machen ihrem Ärger darüber Luft.

Nur zwei Mädchen, „Anna“ im „grünen Heinrich“ und „Fides“ im „Hadlaub“, werden uns in jener jungfräulichen Zurückhaltung geschildert, die nicht einen vollen, klaren Einblick in das Innere gestattet. Mit diesen beiden Erscheinungen hat es aber seine besondere Bewandnis. Anna ist schwindsüchtig und stirbt frühzeitig; Fides dagegen ist das Kind eines Bischofs und einer Äbtissin und trägt sich mit dem Gedanken, daß sie in Folge ihrer Abkunft die Sühne der Sünde ihrer Eltern zu vollbringen habe. Deshalb sind die beiden Gestalten krankhaft angehaucht, die erstere leidet unter ungünstigen körperlichen, die andere unter niederdrückenden seelischen Einflüssen.

Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern den einzelnen Gestalten näher treten. Zunächst die Judith im grünen Heinrich. Der grüne Heinrich erzählt seine eigene Jugendgeschichte. Er ist der Sohn gut situirter Eltern, der Vater stirbt früh, die Mutter, eine gute, brave, aber allzu harmlose Frau, überläßt den Knaben fast ganz sich selbst. Infolgedessen macht er allerhand leichtsinnige Jugendstreiche, er wird von der Schule fortgeschickt und glaubt durch besonderen Schicksalsruf zur Künstlerlaufbahn bestimmt zu sein. Seine Mutter schiebt ihn über Land zu Verwandten, er lernt dort mehrere Cousinen kennen, von denen die eine die schöne Judith ist. Sie war bereits verheiratet gewesen, ihr verstorbener Mann hatte sie als ganz junges Mädchen heimgeführt, sie liebte ihn, weil er schön und kraftvoll aussah. (S. Grüner Heinrich, Band II, S. 54). „Aber es zeigte sich, daß er dumm, kleinlich und klatschhaft war und ein lächerlicher Topfgucker, welche Eigenschaften sich alle hinter der schweigsamen Sprödigkeit und Blödigkeit des Freiers versteckt hatten.“ Sie sagt unbefangen, sein Tod sei ein Glück gewesen. Nachher bewarben sich nur solche Männer um sie, welche ihr Vermögen im Auge hatten und sich schnell anderswohin richteten, wenn sie ein paar hundert Gulden mehr verspürten. Sie sah, wie blühende, kluge und handliche Männer ganz windschiefe, blasse Weiber heirateten mit spitzigen Nasen und vielem Gelde, weswegen sie sich über alle lustig machte und alle schönöde behandelte. „Aber ich muß selbst Buße thun“, fügte sie hinzu, „warum habe ich einen schönen Esel genommen?“ Mit diesen Worten charakterisiert sich Judith selbst. Sie ist durch und durch wahr, voll klarer Selbsterkenntnis, durchdrungen von einem tiefen Gerechtigkeitsgefühl, voll weicher Empfindung, voll zarten Mitleids, aber unverföhlich und rachsüchtig gegen den, der sie beleidigt. Als einfaches Land-

mädchen mit zwei Schwestern in sehr kleinen Verhältnissen aufgewachsen, ist sie doch vermöge ihrer hohen, geistigen Begabung zu der Überzeugung gelangt, daß es innerhalb dieser sichtbaren Welt noch eine höhere Gedankenwelt giebt, zu der sie einen unwiderstehlichen Zug empfindet. Ihr Better Heinrich ist viel jünger als sie, sie nennt ihn einen Knirps, giebt ihm auch in einer Anwendung von Zorn eine Ohrfeige, und doch glüht sie für ihn in heißer Liebe, wenn er mit ihr Ariost liest und sie über den Wert des Werkes aufklärt, wenn er ihr den Sinn der heiteren Wechselgeschichten, die leidenschaftlich sich jagenden Gestalten in ihrer inneren leuchtenden Schönheit vorführt. Als Heinrich sie aber auf die Täuschungen aufmerksam macht, die das Leben ihnen bereitet, da ruft sie aus: „O kluger Mann, ja, so geht es zu, so sind die Menschen und ihr Leben, so sind wir selbst, wir Narren.“ In der Bewunderung für Heinrich keimt ihre leidenschaftliche Zuneigung für ihn, aus der sie keinen Augenblick ein Hehl macht. Sie weiß, daß sie nicht die Erkorene seines Herzens ist, sie kennt vielmehr seine Liebe zu Anna, des Schulmeisters Tochter, doch sie beeifersüchtelt sie nicht, sondern sieht in ihr die vollberechtigte Geliebte. In kluger Berechnung merkt sie aber wohl, daß sie Heinrich unentbehrlich ist, weil sein schwacher, haltloser Charakter einer Stütze bedarf, die sie ihm zu geben viel mehr imstande ist, als Anna. Sie schont sein schwankendes Gemüt, das in der Doppelliebe aus einer Unruhe in die andere gejagt wird; sie behohulächelt zwar die Unsicherheit seines Wesens und würde ihn zur Zielscheibe ihres Spottes machen, wenn ihr seine hohe Bildung, sein geistiges Streben nicht Hochachtung abnötigte. Dem Charakter nach ist Heinrich für sie der unentwickelte Knabe, dem Verstande nach aber der Mann, den sie schwärmerisch liebt. So findet ein merkwürdiger Austausch statt, der beide immer fester aneinanderkettet. Ihre Sicherheit, ihr rechtlicher Sinn ist für den unsicheren Jüngling ein moralischer Rettungsanker. Als er ihr die Geschichte von dem leichtsinnigen Maler erzählt, dem er Geld geborgt hatte, und der, als er ihn zur Zurückgabe des Geliehenen zwang, wegen gänzlichen Geldmangels von Paris aus flüchtig wurde, rief sie voller Behmut aus: „O, hätte ich den armen Mann pflegen können! Ich hätte ihn ausgelacht und ihm geschmeichelt, bis er klug geworden wäre.“ Nach einer Weile jedoch bemerkte sie: „Weißt Du wohl, Heinrich, daß Du allbereits ein Menschenleben auf Deiner grünen Seele hast?“ Nun erst entlädt sich die Gewissenslast Heinrichs, und als ob sie mit jenem Worte die ganze Pein seines geängstigten Herzens entfesselt hätte, schildert er jetzt, wie hart er mit dem Maler verfahren sei. „Ja“, sagte Judith, „er war fleißig und gab sich Mühe, aus der Patsche zu kommen, und als er endlich ein Köllchen Geld erwarb, nimmt man es ihm weg. Es ist so natürlich, den Lohn der Arbeit zur Ernährung zu verwenden, aber da heißt es: „Gieb erst zurück und dann verhungere!“ Wie ein Sünder im Büßergewand steht Heinrich vor Judith und bittet sie, ihm nur ein beruhigendes Wort zu sagen. Aber Judith antwortet: „Daraus wird nichts, die Vorwürfe Deines Herzens sind ein ganz gesundes Brot für Dich, und daran sollst Du Dein Leben lang kauen, ohne daß ich Dir die Butter der Verzeihung drauf streiche. Dies könnte ich nicht einmal, denn was nicht zu ändern ist, ist deswegen auch nicht zu vergessen, dünkt mich, ich habe das genugsam erfahren. Übrigens fühle ich nicht,



daß Du mir irgend widerwärtig geworden wärst; wozu wäre man da, wenn man nicht die Menschen, wie sie sind, lieb haben müßte!" Als Heinrich sich in allerhand elegischen Redereien ergeht, zieht sie ihn neben sich nieder und sagt: „Nun kannst Du Dich in acht nehmen, Bürschen, daß es nicht so weiter geht; denke daran, wenn man am geschicktesten zu sein glaubt, kommt man am ehesten als ein Esel zum Vorschein. Du bist ein recht unverschämter Gesell und glaubst wohl, Du brauchst Deine schändlichen Thaten nur einzugestehen, um von mir absolviert zu sein. Freilich sind es nur die beschränkten und vernagelten Leute, die nie etwas eingestehen wollen, aber die übrigen machen deshalb auch nicht Alles gut.“ Bei dieser Verbheit ist Judith aber auch wieder zart und sinnig. Sie freut sich der kleinen Bildchen, die Heinrich nach der Natur zeichnet, sie hebt sie sorgsam auf und legt sie in ihr Gesangbuch. Je mehr aber Heinrich fortfährt, ihr nur eine platonische Liebe entgegenzubringen, desto heftiger wird ihre leidenschaftliche Zuneigung zu ihm erregt. Sie weiß, daß sie mit ihrer Schönheit all seine Moral zu Fall bringen kann, sie weiß, daß ihre langen, braunen Locken ihn entzücken, daß das schneeweiße Tuch um den brünetten Hals sein Auge fesselt, daß ihre schlanke Gestalt im sauberen, faltenreichen Gewande ihn mit Bewunderung erfüllt. Es macht ihr sogar sichtlich Freude, daß der kluge, vielwissende Mann vor ihr, der unwissenden, aber schönen Frau sich demütig beugt. Da sie den Tod Anna's klar voraussieht, so versichert sie sich schon jetzt wie eine Zauberin seiner Person. Nachdem Anna gestorben ist und Heinrich der Judith Lebenswohl zu sagen kommt, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen, da kommt der entscheidende Augenblick für sie. Ihr feuriges Gemüt kennt keine Schranken mehr, die Flamme der Leidenschaft schlägt über ihrem Haupte zusammen, ihre Besonnenheit, ihre Selbstbeherrschung läßt sie im Stich, sie steht bittend vor Heinrich, doch zu bleiben, sie zu lieben, ihr zu gehören. Als er sich trotzdem losreißt, zittert in ihr noch einige Minuten die furchtbare Bewegung ihres Innern, dann kommt sie wieder zu sich selbst, ihr Gemüt beruhigt sich, und sie gewinnt ihre Sicherheit und Klarheit wieder. Nach einiger Zeit verkauft sie ihr kleines Besitztum und geht nach Amerika, erwirbt hier mit mehreren deutschen Familien ein Areal und legt eine kleine Kolonie an. Sie ist die Seele des Ganzen. Sie besorgt die Comptoirgeschäfte, pflegt die Kranken, erzieht die unverforschten Kinder und wehrt sich oft mit dem Revolver in der Hand ihrer zudringlichen Adbeter. Nachdem sie des bewegten Lebens müde ist und sich ein ansehnliches Vermögen gesammelt hat, kehrt sie nach Europa zurück. Hier sieht sie auch Heinrich wieder, der jetzt als viel erfahrener Mann vor ihr steht. Tot ist in ihr jede Leidenschaft, ihr Herz schlägt nur für das Wohl und Wehe der Menschheit. Sie hat sich ihre Sinnesart bewahrt, und Heinrich sagt von ihr am Schlusse seiner Lebensbeschreibung: „Und wenn ich in Zweifel oder Zwiespalt geriet, so brauchte ich nur ihre Stimme zu hören, um die Stimme der Natur zu vernehmen.“

Der Judith gegenüber steht Anna, die der grüne Heinrich zu gleicher Zeit liebt. Sie ist in gleichem Alter mit ihm. Zart und in sich gefehrt, hat sie keine Dosis von jenem moralischen Mute, der es wagt, dem Andern sein Sündenregister vor Augen zu halten. Sie ist ein stilles, bescheidenes Mädchen, das in seiner schwachen Körperlichkeit den Keim des Todes trägt und darum mit seinem ganzen

Nervensystem schon einer ganz anderen Lebensregion angehört als Judith. Durch ihren Vater auf eine höhere Bildungsstufe gehoben, wurde ihre Erziehung in einer Pension der französischen Schweiz vollendet. Als sie aus dieser zurückkehrt, ist sie die erblühte Jungfrau, die des Jünglings Herz gefangen nimmt. Der Gegensatz, den sie zu Judith bildet, wird für Heinrich verhängnisvoll. Er ist berauscht von ihrer schmelzenden Sanftmut und Weichheit, und sein zur Beschaulichkeit neigendes Gemüt findet bei ihr, wie es scheint, volles Verständnis. Aber Anna ist stolz und kann auch kurz entschlossen sein, wenn man es wagt, sie zu bethören oder ihre Sanftmut zu mißbrauchen. Sie hebt trotzig ihren Kopf empor, als sie bei einer Volksaufführung der Tellgeschichte mitwirken soll. Zwar weiß ihr der Heinrich in seiner Schlaueit die Rolle der Bertha von Bruneck unter dem Vorwande aufzuschwägen, daß sie dabei nur die Aufgabe habe, als glänzende Staffage zu dienen; als sie aber belehrt wird, daß Bertha bei der Jagdszene mit Rudenz den Liebesbund schließt, und sie die Überzeugung gewinnt, von Heinrich berechneterweise in diese Schlinge gelockt worden zu sein, durchkreuzt sie rücksichtslos seinen Plan, giebt ihrem Pferde die Sporen und reitet querselbein dem heimatlichen Dorfe zu. Heinrich trabt ihr nach, holt sie ein, und mitten in der Herrlichkeit von Berg und Thal, Schlucht und Seegeflade fließen die Herzen von der Seligkeit, die sie beide erfüllt, über. Ist es die Jugend des Geliebten, ist es sein unsicheres, noch wankelmütiges Wesen, oder ist es beleidigter Stolz, genug, Anna hüllt sich bald wieder in jene Unnahbarkeit, die Heinrich schwer empfindet. Er kommt in ihrer Nähe zu keinem Entschluß für sein ferneres Leben. Als ihr körperliches Leiden immer bedenklicher hervortritt und sie auf ein langwieriges Krankenlager geworfen wird, zeigt sich in ihrem stillen Dulden, in ihrer klaglosen Ergebung, wie wenig sie überhaupt je dieser Welt angehört hat. Sie verscheidet wie Eine, die in dieser Welt nichts Liebes zurückläßt. In Heinrichs Seele aber bleibt von ihr der Eindruck einer überirdischen Erscheinung. Er weint, wie er selbst sagt, keine Thräne um Anna, er ist kein Stück Brot weniger wie sonst, er flieht die Totenkammer, wiewohl er sich gewaltsam einzureden sucht, daß hier das Teuerste liege, was er auf der Erde besitze. Erst als er das Trauerhaus verläßt, überfällt ihn Beben und Zittern. Er hat Anna geliebt, aber nie verstanden. Das ungelöste Rätsel ihres Charakters verfolgt ihn daher noch lange auf seinem Lebenswege.

In buntem Reigen wogen nun die verschiedensten Frauengestalten an Heinrich vorüber. Wir heben nur noch eine liebliche Erscheinung hervor, die Grafentochter Dorothea. Sie war als Findelkind in dem Hause des Grafen Dietrich, eines edlen Menschen- und Kunstfreundes, erzogen worden. Schließlich stellt sich von ihr heraus, daß sie die leibliche Nichte des Grafen und diesem als Vermächtnis eines verstorbenen Bruders in Amerika von Auswanderern nach Europa ins Haus gebracht worden ist. Das beträchtliche Vermögen des Kindes, das die Leute zu überbringen beauftragt waren, haben sie unterschlagen, das Kind aber eines Abends in dem Hause des Grafen ausgesetzt. Der Graf adoptierte es und nannte es Dorothea Schönfund. Dorothea ist eine echt mädchenhafte Erscheinung, leicht beweglichen Sinnes, voller Frohsinn, Humor und Schmiegsamkeit. Ihr scharfer Verstand hat sie schon früh auf die richtige Erfassung ihrer Stellung in dem Hause des Grafen



geführt. Sie fühlt sich ihm in kindlicher Liebe und Dankbarkeit ergeben, aber oft empfindet sie schmerzlich die Kluft, die unausgefüllt zwischen Pflegevater und Pflegekind liegt. Ihr Temperament ist durch und durch sanguinisch; jedem Eindruck schnell sich hingebend, ist sie empfänglich für alles Schöne und Gute und in leichter Erregbarkeit mehr zur Schalkhaftigkeit als zum Ernst geneigt. Das Dunkel ihrer eigenen Herkunft hat sie aus dem engen Horizont von Standesvorurteilen und engherzigen Lebensanschauungen herausgehoben; sie ist ein unkultiviertes Pflänzchen auf dem Boden steifer Aristokratie, in ihrer Natürlichkeit erinnert sie aber an die Urwaldgewächse ihres Heimatlandes. Wie ein Reh hüpfst sie über Stock und Stein, ohne Schaden zu nehmen oder auch nur einen sorglichen Gedanken aufzufassen. In ihrer natürlichen, leichten Art, mit Menschen zu verkehren, in ihrer Abneigung gegen alles Zuwarten und melancholische Hin- und Herdenken, in ihrer Anlage, hoffnungsvoll immer das Beste von der Zukunft zu erwarten, zeigt sich unverkennbar der ihr eigene amerikanische Typus. Das Beste, was sie denkt und fühlt, giebt sie nie heraus, wohl aber zeugt ihre stets hilfsbereite Hand von der edlen Gesinnung, die sie beseelt. Den grünen Heinrich sieht sie zum ersten Mal, wie er als Wanderer in einer Kirche seine Nachtruhe halten will und vom Kirchenwächter deshalb hart angerebet wird. Ein Blick auf sein Äußeres läßt sie sofort erkennen, daß kein gewöhnlicher Bettler vor ihr stehe. Sie nimmt ihn mit in's Schloß, und als er dem hochherzigen Besitzer desselben seinen Namen Heinrich Lee nennt, da fällt es zuerst der klugen Dorothea ein, daß sie diesen Mann schon gesehen hat, ja, daß die Schriftzüge seines Namens sich sogar im Grafenschloß befinden. Aber wo hat sie ihn gesehen, und wo steht sein Name geschrieben? Schnell befinnt sie sich und holt die Skizzen hervor, die ihr Adoptivvater mit vielen anderen Bildern einst von dem alten Trödler Schmalhöfer in München für wenig Geld kaufte. Heinrich erkennt zu seinem freudigen Erstaunen in jenen Bildern die Schätze seiner Mappe, die zu verkaufen ihn einst die bitterste Not zwang. Dort an Schmalhöfers kleinem Ladenfenster hatte sie auch Heinrich bereits gesehen, als sie „wie Maientag“ mit ihren leuchtenden Augen in das dunkle Gemach des Trödlers schaute und nach altertümlichen Tassen fragte. Heinrich wurde fortan für Dorothea ein Gegenstand des lebhaften Interesses. Das Bedrängte seiner äußeren Lage, sein bedeutendes Talent, das dieser Lage zum Opfer gefallen war, berührte ihr empfängliches Gemüt. Der Graf sucht in seiner menschenfeindlichen Gesinnung die Verhältnisse des jungen Malers dadurch zu verbessern, daß er ihm noch eine beträchtliche Summe für seine Skizzen einhändig und lohnende Aufträge zur Verschönerung des Kunstsaales seines Schlosses giebt. Dorothea fühlt recht wohl, daß Heinrich trotz alledem schwer unter dem Drucke seiner trüben Erfahrungen leidet, und bemüht sich unablässig, ihn zu trösten und aufzuheitern. Mit neckischer Laune sucht sie ihn über alle schmerzlichen Eindrücke hinwegzuheben, hoffend, er werde sich auch für sie erwärmen und in ihrer Liebe die Versöhnung für sein bisheriges rauhes Geschick finden. Aber sie ist keine abwartende Natur, ihr Temperament, das die Eindrücke schnell aufnimmt, verarbeitet und wieder nach neuer Anregung strebt, entbehrt der Leidenschaftlichkeit einer Judith, es hat auch die tiefe Innerlichkeit der Anna nicht. Als sich Heinrich blöde und schüchtern zurückhält, da verweist Dorothea in der Überzeugung, ihre Abwesenheit

werde den erwünschten Entschluß in ihm zur Reife bringen. Da auch diese Erwartung sich nicht verwirklicht, giebt sie ihren Herzenswunsch entschlossen auf. Einige Monate nach seiner Abreise verlobt sie sich mit einem Freiherrn v. W., der sich nach kurzer Bekanntschaft des beweglichen Mädchens als Bräutigam versichert. Der Graf Dietrich selbst schreibt über Dorothea an Heinrich (4. Band, S. 370):

„Nun kommt aber noch eine Betrachtung, die uns Beide angeht, lieber Freund! Ich habe gut gesehen, daß Du Dich in Dortchen verliebt hast! Ich habe gethan, als sähe ich es nicht, weil ich mich in dergleichen nicht mische, wo die Leute sich selbst helfen können und wissen, was sie zu thun haben. Besonders die langhaarige Nation ist so unberechenbar, daß es nicht lohnend ist, sich ohne Not mit gutem Rate bloßzustellen. Auch Du bist dem Kinde nicht gleichgültig gewesen und auch jetzt noch gut angeschrieben, und es stellt sich die Sache ungefähr so: Hättest Du, was Du als maßhaltender Mensch nicht gethan hast, während Deines Hierseins die Zeit und Deinen Vorteil wahrgenommen, oder hättest Du bald nach der Ankunft in Deinem Vaterlande von Dir hören lassen, so glaube ich, wäre Dorothea bis zur Stunde die Deinige geblieben; nachdem Du aber eine so räthelhafte Zeit hast verstreichen lassen, ist sie über die Kluft hinweggesprungen . . . . Die guten Weiblein sind so auf sich selbst angewiesen und müssen im Grunde die Suppe, die sie sich einbrocken, oft so ganz allein auesessen mit allerlei Leiden und Schmerzen, daß sich hieraus die Plögllichkeit wohl erklären läßt, mit der ihre Instinkte zuweilen umschlagen.“

Eine der Grafentochter entgegenesetzte, jedoch in feiner Zurückhaltung auch wieder sich ihr nähernde Erscheinung ist Fides im „Hadlaub“ der „Züricher Novellen“. Ihre angeborene Fröhlichkeit und Unbefangenheit ist vergiftet durch den Gedanken einer dunklen Herkunft. Bald wird ihr das Geheimnis ihrer Geburt aufgeklärt, daß sie das Kind eines Bischofs und einer Äbtissin ist. Fides ahnt die Schuld ihrer Eltern, die mit ihrem Dasein zusammenhängt, und beschließt, durch Entsagen ihrerseits auf irdische Liebe die Sünde ihrer Eltern zu sühnen. Allein Hadlaub, der edle, ernste Jüngling, der vom Ritter Manasse zum Sammler und Abschreiber schöner Minnelieder erkoren wird, schleicht sich ihr in Sinn und Herz, und sie liegt jahrelang beharrlich im Kampfe mit ihrer Neigung. Das Lehn ihrer Mutter, die Burg Schwarz-Wasserstelz, würde aber fraglos an eine Seitenlinie übergehen, wenn Fides unverehelicht und ohne Aussicht auf Nachkommenschaft bliebe. Eine Muhme der Fides, die arglistige Mechthildis, bewacht wie eine Turmeule die Burg der Base, kein Freier darf sich ihr nahen, denn bleibt jene unverheiratet, so erbt sie als Schwester der Äbtissin zu ihrem Besitz Weiß-Wasserstelz auch Schwarz-Wasserstelz. Da Fides einsieht, daß ihre Entsagung nur ihrer bösen Muhme eine Freude sein würde, so versichert sie sich der Person des treuen Hadlaub, der sie unermüdtlich in schönen Liedern besingt. Sie läßt ihn heimlich durch fremde Schiffer über den Rhein zur Burg bringen und hält ihn hier in einem geheimen Verließ verborgen. Während ist die Liebe und Friedfertigkeit, die sie ihrer bösen Muhme gegenüber zeigt. Obgleich diese sie nur „Das saubere Kräutchen“ oder „Das schöne Unkraut“ nennt, hat sie nur Liebes und Gutes für sie im Sinn und nimmt sie wiederholt freundlich bei sich auf. Eines Tages bemerkt Mechthildis, wie ein Freier, den sie gern für sich haben möchte, über den Rhein zur Burg Schwarz-Wasserstelz lenkt; sie stürzt sich



jogleich in einen Kahn, um sein Vorhaben zu verhindern, stößt aber mit ihrem Fahrzeuge so hart an das seine, daß beide das Gleichgewicht verlieren und die Insassen in den Fluß fallen. Mechthildis kommt als Nixe triefend von Wasser zu Fides und wird liebevoll von ihr getrocknet und erwärmt. Der Ritter dagegen wirft sich auf's Pferd und mit dem Rufe: „Hol' der Teufel die weißen und die schwarzen Bachstelzen“ reitet er davon. Fides erwartet mit Ruhe und Geduld des Himmels Beschluß über ihr Geschick. Ein kleines, liebes Kind aus der Mühle ihrer Burg entscheidet. Es weint jedesmal bitterlich, wenn es den einsamen Meister Hadlaub erblickt, und schlägt wieder fröhlich in die Händchen, wenn Fides naht, ihm Gesellschaft zu leisten. Das gilt ihr als Fingerzeig Gottes. So legt sie eines Tages ihre Hand auf das Herz des geliebten Mannes und sagt: „Hier will ich nun mein wahres Leben aus Gottes Hand empfangen, hier meine sichere Burg und Heimat bauen und in Ehren wohnen.“

So haben wir in Fides eine Mädchengestalt des Mittelalters, die in ihrer Sittsamkeit und Sinnigkeit ein Vorbild schöner Weiblichkeit für alle Zeiten ist.

Viel Verwandtes mit der Gestalt Gretchens im Faust hat Kellers Brenchen in „Romeo und Julie auf dem Dorfe“. Die Novelle versetzt uns in das Landleben der Schweiz. Schon die Schilderung zweier Bauern Manz und Marti, die äußerlich gute Freunde sind, führt bedeutungsvoll in das Ganze ein. Sie pflügen zwar nebeneinander ihre Äcker, aber der Eigennutz steht jedem auf der Stirn geschrieben, und Haß und Neid leuchten unverhohlen aus ihren Blicken. Ein schönes, herrenloses Stück Feld, das für die Erben seines verstorbenen Besitzers verkauft werden soll, liegt zwischen beider Fluren. Der faumselige Gemeindevorstand kann wegen der Versteigerung desselben zu keinem Entschlusse kommen. Mittlerweile schwindet das fremde Feld immer mehr zusammen; denn die beiden Bauern verfehlen nicht, in jedem Herbst und Frühjahr eine Furche abzupflügen. Da der Eine so gut ein Dieb ist wie der Andere, so schweigen sie beide. Während Manz und Marti eines Tages bei der Arbeit auf dem Felde sind, fahren zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in einem Holzwägelchen das Frühstück für die Väter den Berg herauf. Mitten unter Brot, Wein, Äpfeln und Birnen sitzt auch eine nackte Puppe. Sali und Brenchen liefern das Frühstück an die Väter ab und beginnen als gute Nachbarskinder ihr Spiel. Sali ist ein übermütiger Junge und hat von seinem Vater List und Witz geerbt, Brenchen dagegen ist zart und scheu. Marti, ihr Vater, schilt sie oft, daß sie statt der derben Faust immer nur Thränen bei der Hand habe, wenn ihr Übles geschieht. Da macht sich Sali über die Puppe Brenchens, reißt ihr das letzte Bein aus, schneidet ihr den Leib auf, daß Häcksel und Kleie herausstiefern, und sperrt in den hohlen Puppenkopf eine Fliege. Den so zugerichteten Puppenleichenam beginnt er feierlich zu begraben. Weinend sieht Brenchen, wie ihre Puppe so arg gemißhandelt wird, nicht ahnend, daß in diesem kindischen Spiele eine graufige Prophezeiung ihres eigenen Geschickes liegt. Ein jahrelanger Prozeß um den fremden Acker macht nicht nur Manz und Marti zu Todfeinden, sondern bringt auch Beide an den Bettelstab. Der Haß der Väter trennt selbstverständlich auch die Kinder. Jahre verstreichen, sie sehen sich kaum. Begegnen sich die Nachbarn, so geht der Eine rechts, der Andere links. Als Manz zuerst von Haus und Hof als Bettler gejagt

wird, erreicht der Ingrimme seines Herzens den Höhepunkt. Da ich ein Bettler bin, kann ich auch ein Totschläger werden, so denkt er, und findet sich Gelegenheit, so will ich meinem Feinde das Lebenslicht ausblasen. Da stoßen Beide wie zufällig auf dem Brückchen, das über den Bach führt, zusammen. Hier stehen sie Mann gegen Mann. Auch die Natur ist in wilder Aufregung. Die Blitze leuchten, der Donner rollt, dunkel und finster schweben die Wolken über der Erde. Der Wind peitscht den niederströmenden Regen gegen die Bäume des Waldes, Himmel und Erde scheinen mit einander in Streit gerathen zu sein. Da beginnen die ergrimnten Feinde den Kampf und mit teuflischer Wut stürzen sie aufeinander. Sali und Brenchen eilen herbei, die Ringenden auseinander zu reißen. Mit Zornesblicken schauen sie sich an, Jedes will den eigenen Vater retten. Brenchen aber muß (wie Keller bedeutungsvoll sagt) „mitten im Schrecken ganz kurz und geschwind lächeln“. Dies Lachen ist die Wiedergeburt ihrer gegenseitigen Liebe, ihre Herzen sind stärker als Tod und Haß, sie finden durch Zorn und Zank den Weg zu einander. In der Liebe zu Sali entwickelt sich Brenchen zu wunderbarer Kraft. Not und Elend ertragend, den Grimm ihres Vaters vergessend, kennt sie nur ein Glück, mit Sali vereinigt zu sein. Sie lebt und webt in dieser Liebe. Auch Sali, der treue Bursche, will sich lieber begraben lassen, als von Brenchen sich trennen. Als er sie einst im Kornfeld verstoßen küßt, überrascht sie ihr Vater; er ist Beiden nachgeschlichen, um hinter die Händel der Liebenden zu kommen. Aus seinen bösen Worten spricht die Wut, doch Sali erhebt gereizt den kräftigen Arm und schlägt den abgezehrten Alten nieder, so daß er bewußtlos am Boden liegen bleibt. Zwar ist er nicht tot, aber der letzte Funke seines Verstandes ist durch den Schlag Salis erloschen, er wird blödsinnig. „O Gott, Du lieber Gott, es ist mein Vater, der arme Mann!“ ruft Brenchen voller Schmerz aus. Das Geschick entlädt nun seinen Köcher vernichtender Pfeile über das arme Mädchen. Die Welt verdammt sie, daß sie noch an Sali, dem Mörder ihres Vaters, hängt, und das Gericht entreißt ihr ihr kleines Besitztum. Ein Hausgerät nach dem andern tragen die Gerichtsleute hinweg, sie schleppen den letzten Tisch, das letzte Sonntagskleid fort, endlich sogar ihr Bett. Sali versetzt seine Uhr, um Brenchen wenigstens ein Paar Schuhe zu kaufen. Da legt sie ihr einziges, armseliges Gewand an und bittet Sali, noch einmal mit ihr hinaus in die schöne, freie Natur zu gehen. An ihre Brust steckt sie noch einige Rosen und Nelken ihres verwilderten Gärtchens. So wandern sie fort. Wohin? Sie wissen es selbst nicht, zum Tanz oder zum Tode, es ist gleich viel! Brenchen hätte wohl Lust zur Arbeit, sie würde sich als Magd vermieten, um ihr Leben zu fristen, aber wozu noch dieses elende Dasein verlängern? Ohne Sali kann sie doch nicht leben, und ihn zu heiraten kann sie sich nimmer entschließen. „Du hast meinen Vater um den Verstand gebracht,“ so sagt sie zu ihm, „das wäre ein schlechter Grundstein unserer Ehe, wir könnten nie sorglos sein!“ Als der Abend kommt, wissen Beide nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Heimatlos, ohne Hab und Gut, hat sie der Haß ihrer Väter zum Äußersten gebracht. Da kommt ein Heuschiff geschwommen, das betreten sie, und am Morgen rollen die Fluten über ihre Leichname hinweg. Schön ist Brenchens Entschlossenheit, dem Mörder ihres Vaters niemals angehören zu wollen; daß sie aber ihrer Liebe wegen ihrem Leben ein Ende macht, erklärt sich



mir durch den Konflikt, in den sie durch die Zerrüttung ihrer äußeren Verhältnisse mit ihrem mehr zum Dulden als zum Handeln neigenden Charakter geraten war.

Mit dämonenhafter Thatkraft ausgerüstet erscheint uns der Charakter Künigolts in der Novelle „Dietegen“. Sie ist eines Waidmanns Tochter, im Walde geboren und aufgewachsen, so frisch und stark in Bezug auf Geist und Charakter wie die Waldesbäume. Ein Knabe, Namens Dietegen, dessen Eltern verschollen sind und der bei einem Bettelbvogt in Diensten steht, wird, weil er eine Armbrust für ein Eßigfrüglein eingetauscht hat, als Dieb zum Tode verurteilt und soll gehenkt werden. Das geschieht, und der vermeintliche Tote wird in ein Särgelein gelegt und fortgefarrt. Eine große Zuschauermenge hat dem Schauspiel beigewohnt, auch Künigolt befindet sich unter ihr. Die Ratsherren und Henkersknechte hindern sie nicht, den losen Deckel vom Sarge zu werfen, um den Toten, dessen Schicksal sie zu Thränen gerührt, noch einmal zu sehen. Da bemerkt sie, wie der Knabe noch die Augenlider bewegt. „Er lebt noch, er lebt noch!“ ruft sie freudig, und schnell hilft sie ihm sich aufzurichten und faßt ihn freudestrahlend bei der Hand. Die verblüffte, gaffende Menge steht vor Erstaunen still und stumm. Als eine Frau den wieder zum Leben erwachten Knaben küssen will, ruft Künigolt entrüstet: „Du sollst ihn nicht küssen, er ist mein, die Richter haben ihn mir gegeben.“ Das Bewußtsein, in dem Knaben etwas Kostbares zu besitzen, mochte für sie zugleich eine Ahnung sein, daß sie eines Schutzengels in ihrem Leben bedürfen würde. Die Eltern Künigolts nehmen Dietegen an Kindes Statt an, und so wachsen Beide wie Geschwister zusammen auf. Künigolt entwickelt sich zu einem eigenwilligen, trogigen Mädchen. Willkür und Laune regieren ihr Wesen, bald ist sie düster, bald heiter, doch immer gefällt sie sich darin, ihre Umgebung zu beherrschen. Dietegen muß ganz nach ihrer Pfeife tanzen, ihr Äpfel schütteln, Nüsse knacken, Wasser schöpfen, das Haar strähnen, ja, selbst ihr die Schuhbänder auf- und zubinden. Versieht er etwas, so schlägt sie ihn, und wehe, wenn er es wagt, mit einem anderen kleinen Mädchen freundlich zu sein. „Du bist mein,“ ruft sie gleich, „ich aber nicht Dein, die Richter haben Dich mir gegeben.“ Der Knabe glaubt willig all' die Märchen, die sie ihm erzählt, aber sie lacht ihn aus, daß er sich wieder, wie sie sich ausdrückt, einen Bären habe aufbinden lassen. Diese Überlegenheit macht Künigolt hochfahrend und übermütig, doch ihre Originalität giebt ihrer Schönheit immer größeren Reiz. Eitelkeit und Herrschsucht wuchern um die Wette in ihrem Herzen. Sie liebt Dietegen von ganzer Seele, dieser aber steht ihrem feurigen Wesen scheu und furchtsam gegenüber. Die sanfte, einfache Mutter vermag den leidenschaftlichen Charakter ihrer Tochter nicht zu lenken, da sie aber in Dietegen „den guten Engel“ Künigolts sieht, so übergiebt sie ihr geliebtes Kind seiner Fürsorge. Eine böse Krankheit rafft die Mutter in wenig Tagen dahin, und Künigolt fällt dem bösen Einfluß der Violande, ihrer Stiefmutter, anheim. Dietegen verläßt die Familie, in der er aufgewachsen ist, nun aber keine Heimat mehr hat, und mit ihm weicht Künigolts guter Stern. Violande sucht das Mädchen an den Mann zu bringen. Ihr Geschick nimmt eine verhängnisvolle Wendung. Sie wird, da sie allen jungen Burschen den Kopf verdreht und ihretwegen bei einer Kauferei des Schultheißen Sohn ums Leben kommt, der Hexerei verdächtigt und in's Gefängnis geworfen. Da sie angeblich durch einen Zaubertrank

jene junge Burschen für sich erglücken gemacht, so wird sie zum Tode verurteilt. Künigolts beredter Mund verstummt, das Schicksal hat sie gebändigt, sie ist zur ruhigen Ueberlegung zurückgekehrt. Hinter einem Gitter, den Fuß mit einer Kette geschlossen, sitzt in der nächsten Nähe des Kirchhofs das zerknirschte Mädchen in der Winterkälte wie ein müde gehegtes Wild. Sie erregt das Erbarmen ihrer Wächter, die sie mitleidvoll in ihr warmes Stübchen nehmen. Ruhig und voller Fassung erträgt sie ihr Leiden. Der Tod scheint ihr aber unverdient; denn der Zaubertrank, den sie angewandt hat, kommt auf das Schuldregister Violandes. Schon besteigt sie das Blutgerüst, doch der Todesstreich verzögert sich noch einige Minuten, weil sie sich weigert, sich das lange, schöne Haar vom Henker abschneiden zu lassen. Nach dem Gesetz der Stadt konnte ein lediges Weib von der Todesstrafe befreit werden, wenn ein Mann sie zur Ehe begehrte. Als eben der Henker den Todesstreich führen will, springt Dietegen in großen Sägen heran, schwenkt Speiß und Schwert und feuert eine Kugel über den Kopf des Henkers ab. Mit den Worten: „Ich begehre das Mädchen zum Weibe“ rettet er Künigolt vom Tode. Auf dem Blutgerüst wird von dem anwesenden Geistlichen sogleich die Trauung vollzogen. Dietegen windet seiner Braut den starken Zweig einer glänzend grünen Stechpalme als Brautkranz ums Haupt, indem er spricht: „Es ist ein rauher Brautkranz, aber wahrhaft, wie unsere Ehe es jederzeit sein soll.“

Die übrigen Novellen Kellers bergen noch manche herrliche Mädchengestalt. So tritt uns in Ursula die religiöse Ueberspannung entgegen, die bis zur Verwirrung der Sinne ausartet, endlich aber durch ihre Liebe zu Hansli Ghr überwunden wird. Justine im „verlorenen Lachen“ zieht insbesondere durch ihre echt weibliche Güte an. Hatte sich einst ihr Herz zu dem ihres Gatten gefunden, weil auch er ein solch goldenes Lachen hatte wie sie, so kehrte sie, nach geschehener Trennung, in der sie beide ihr schönes Lachen verloren hatten, gezogen von ihrer inneren Güte, wieder zu ihm zurück.

Haben wir im Vorstehenden den wichtigsten Mädchengestalten unsere Aufmerksamkeit zugewendet, so erübrigt es noch, in folgendem einige Frauengestalten näher ins Auge zu fassen. Als echter Realist streift Keller oft gerade den Frauengestalten das mehr oder weniger ideale Gewand ab, das er den jungfräulichen Gestalten anlegt. Die Frau tritt bei Keller aus dem Reich des Gefühlslebens in das der Thaten. Sie muß überlegen, ringen, schaffen, sie muß einen größeren Ideenkreis sich bilden; denn das Leben fordert von ihr nicht nur Herz und Gemüt, sondern auch Verstand und Willen. Wohl ist bei Keller die verheiratete Frau in erster Linie Hausfrau, Gattin und Mutter, aber die Verhältnisse der Zeit drängen zur weitgehendsten Verwertung aller ihrer Kräfte. Darum wird sie meist mitten in den schwersten Lebenskampf gestellt. Wir sehen sie nicht selten allein mit unversorgten Kindern, treulos verlassen vom verschwenderischen Gatten. Selbst die Thatfache, daß ein großer Teil der aristokratischen Frauenwelt die erwerbende Arbeit des Weibes als etwas Entehrendes betrachtet, und daß durch diese veraltete Anschauung unsägliches Elend fortgepflanzt wird, ist des Dichters praktischem Blick nicht entgangen.

In der Baronin Hedwig von Lohausen haben wir einen Charakter, der ganz und gar den Verhältnissen unserer Tage entnommen ist. Sie ist von hoher,



aristokratischer Abkunft. Die Familie, der sie angehört, befand sich in glänzender Lage, verarmte aber immermehr, da alle männlichen Glieder derselben nur vom „Weibergut“ lebten und nichts durch eigenen Fleiß erwarben. Nur eine einzige, bedeutende Erbschaft steht noch in Aussicht. Als diese Hedwig zugefallen ist, wird sie von ihren ehelosen Brüdern an einen leichtsinnigen, vornehmen Herrn verheiratet, der mit ihnen das schöne Vermögen durchbringt und dann mit seinen Spießgesellen verschwindet. Die Baronin bleibt in der bittersten Armut hilflos zurück. Ihr ist weiter nichts geblieben als die prachtvolle Einrichtung mehrerer Zimmer. Mit dieser beginnt sie das traurige Geschäft einer Wohnungsvermieterin. Scheu und schüchtern sich von der Welt zurückziehend, gilt ihre Scham für Tollheit, ihre Verbitterung für Wahnsinn. Bald ist sie auf der ganzen Straße der Stadt als eine böse Person berüchtigt, bei der es kein Mensch aushalten könne. Mit bewunderungswürdiger Entfagung erträgt sie ihr widriges Geschick. Schon ist ihr Gesicht so abgezehrt, daß sie sich ohne Kopfhülle nicht mehr sehen lassen kann. Sie leidet so entsetzlich, daß sie eines Tages bewußt- und kraftlos auf ihrem elenden Strohlager liegen bleibt. Da findet sie ihr Mieter, der lebenswürdige, junge Brandolf. Er nimmt sich ihrer an und errettet sie durch seine Fürsorge vom Hungertode. Als sie auf dem Wege der Genesung ist und erfährt, wem sie die Erhaltung ihres Lebens zu verdanken hat, erzählt sie Brandolf ihre Lebensgeschichte, sie ist der Schlüssel zu ihrem Charakter. „Ich bin,“ so beginnt sie, „der Abkömmling eines Geschlechts, das sich seit hundert Jahren nur von Frauengut, ohne jede Arbeit und Verdienst, erhalten hat, bis der Faden endlich ausgegangen ist.“ Nachdem Hedwig für einige Zeit bei dem Vater Brandolfs als Repräsentantin des Hauses gewesen, heiratet sie Brandolf, ihren Lebensretter. In der Ehe mit ihm findet sie nun all das Glück und Wohlbehagen, das nach ihren eigenen Worten sie selbst und viele ihrer weiblichen Vorfahren vergebens in ihren aristokratischen Verbindungen gesucht hatten.

Eine Frauengestalt ganz anderer Art ist Frau Regel Amrain. Sie ist von ihrem Gatten mit drei Knaben rat- und hilflos zurückgelassen worden. Mit einem Steinbruch, den er nicht zu leiten verstand, bereitete er sich und den Seinen den finanziellen Ruin, und seine Flucht war das Ende vom Liede. Die Leute von Seldwyla vermuten in Frau Regel eine thatlose, unentschlossene, in Thränen und Gefühlen zerfließende Frau. Aber weit gefehlt! Sie setzt ihren Fleiß auf den verschuldeten Steinbruch und spricht: „Er ist mein, mein zugebrachtes Vermögen steckt darin, ich werde ihn behalten und die Schuldner mit der Zeit bezahlen.“ Man lacht sie aus ob solcher kühnen Pläne, aber das sieht sie nicht an. Daheim schaut sie auf ihre Jungen, ob sie es wert seien, Haus und Hof für sie mit saurer Arbeit zu halten. Die beiden Ältesten sind dicke, feste Burschen und der Mutter wie aus den Augen geschnitten. Der Jüngste, des Vaters Abbild, ist blaß, hat blonde Locken und ist von zartem, sinnigen Wesen. Sie liebt ihn mehr als die andern Knaben; denn des Gatten Anziehung wirkt aus dem Kinde mit verjüngter Kraft auf sie.

(Schluß folgt.)

## Neue Bücher.

Geibel hat einmal gesagt:

Wer den beklemmenden Duft im Gewächshaus lange gesogen,  
Atmet erquickt tief auf, tritt er hinaus in den Mai,

und fährt dann fort, wie er aufgeatmet habe vom Druck musikalischer Sticlust, als ihm der Figaro wieder vorübergezogen sei. Ich will nun eine große Menge von Romanen unserer Tage nicht gerade als von Sticlust erfüllt bezeichnen, aber es that mir doch wohl, als ich jüngst zwei neue Romane lesen durfte, auf denen nicht die Krankenzimmerluft erdrückend lastet, in der problematisch Seelenkranke einer unerquicklichen Katastrophe entgegenstehen, sondern auf denen es wie frischer, goldner Duft eines heitern Maimorgens liegt. Kerngesunde Menschen, die müssen uns wieder einmal in ihrer köstlichen Maifrische vorgeführt werden, damit uns die Augen dafür aufgehen, daß es nicht nur kranke Gestalten giebt, deren Tragödie uns erschüttert. In dem letzten im Verlag Emil Felber (Berlin) erschienenen Romane „Maria“ des aus der Fülle seines Schaffens jäh herausgerissenen Ernst Muelkenbach sind die Menschen, und was mit ihnen lebt und ist, kerngesund. Vor uns wickelt sich das Leben eines Weibes ab, bei dem ich nur das Eine zu beklagen habe, daß uns im Leben so selten eine solche Maria Sommer begegnet. Ein Mädchen ohne „höhere Schulbildung“, ein Kind schlichter und unbedeutender Handwerks- und Kleinladenleute entwickelt sich zu einem Weibe von einem Seelenadel, von einer Tiefe und Klarheit des Empfindens, daß daneben die „höhere Tochter“, ihre Schwester, mit jener ganzen Sorte, für die sie typisch ist, zu einem beinahe mehr wie unsympathischen Geschöpfe hinabsinkt. Das so unendlich einfache und eigentlich völlig ereignislose Leben dieser Maria Sommer ist ergreifend, und nicht etwa nur deshalb, weil ihr Wert nur in sehr engem Kreise, nämlich nur von zwei ähnlichen Menschen, erkannt wird. Die Schlichtheit der Darstellung, wie die Liebe Marias und Georg Felix' sich einleitet, wächst und reift, die Natürlichkeit, mit der selbst die bestimmendsten Verhältnisse hineinspielen, die Selbstverständlichkeit, mit der sich die junge Witwe „einrichtet“, sie sind ein bewundernswertes Zeugnis von der Kunst des Erzählers. Und welche prächtige Gestalt ist die alte Mademoiselle Héloïse Dubois! Und die Mutter Sommer! Vielleicht wäre es nicht nötig gewesen, den Gegensatz der schwesterlichen Charaktere stellenweise so herb darzustellen; vielleicht würde es handgreiflich genug sein, wie himmelhoch das Innenleben der einen Schwester über der Oberflächlichkeit der anderen steht, wenn Ottilie auch nicht so ausgesprochen uneinnehmend geschildert wäre. Aber darüber ließe sich streiten. Der Kern bleibt davon unberührt. Und ich meine es geradezu für eine Wohlthat erklären zu müssen, diesen köstlichen Kern sich zu eigen machen zu dürfen. Die „Maria“ ist ein stiller Roman, ein Werk voll tiefinnerlicher Reize und Werte, und wer ihn gelesen hat, der mag vielleicht mit Georg Felix das Verlangen haben, mit einer solchen Maria zu leben.

Im gleichen Verlage von Emil Felber in Berlin erschien der zweite Roman, den ich meine, Wilhelm Jensens „Die Rosen von Hildesheim“. Auch hier eine bezwingende Frauengestalt, aber bezwingend in völlig anderem Sinne als Muelkenbachs Maria Sommer. Es ist ein Weib von strahlender Schönheit, ein Bild der Vollkommenheit in jeder Hinsicht, schön von Körper und von Seele. Eine kaumerblühte Jungfrau, die, wie Rückert sagt, „auf der Grenze stehet still zwischen Kind und Mädchen und ist beides, was sie will“, so bezwingt sie, die byzantinische Kaisertochter, nicht



nur das Herz des edelsten aus dem Kaiserhause der Stauer, nicht nur das Herz des Baganten Rudolf Ostermant, sondern die Herzen des ganzen deutschen Volkes. Der unglückliche fahrende Schüler Rudolf Ostermant, der nicht allein durch seine ihm unbekanntem persönlichen Beziehungen zum Bischof Konrad als Sohn der „Rose von Hildesheim“, sondern weil er es seinem ganzen Charakter nach verdient, bei diesem Bischofe in besonderer Gnade steht, wird der Lehrmeister der wunderschönen Maria in der deutschen Sprache. Seine unglückliche Liebesleidenschaft zu ihr, deren wahre Herkunft ihm verborgen ist, heßt ihn endlich in der Winternacht auf den Brocken, wo er die „Mutter Baba“ um Rat und Hilfe anruft, wird aber so auch zur Retterin der Maria, indem deren rohe Entführung vereitelt wird. Nun erscheint der Stauer Philipp als Bräutigam der Maria, die sich vor den Augen Ludolfs als Freie von Byzanz entpuppt. Aus einem schweren Nervenfieber erwacht er in doppeltem Sinne als Genesener. Sein leidenschaftliches Begehren ist zu ergebungstrennem Verzichtem verklärt und endlich erkennt er auch in der anderen Rose von Hildesheim, Jutta Herimann, das, was sie zu einer Rose von Hildesheim in den Augen Frenens hatte werden lassen, in jener Jutta Herimann, an der er ein „Verbrechen“ beging, und die eben dadurch die Ursache seines Unglückes und Glückes wurde. Über dem ganzen Roman aber glänzt stauffischer Edelmann, stauffische Herrlichkeit, und das ist nicht sein geringster Vorzug. Jensen hat es meisterhaft verstanden, uns von dem Geiste jener Blütezeit des alten deutschen Kaisertums durchdringen zu lassen.

Bonn.

Dr. Friedrich Karl Krehmann.

**Ladislauš Gumplowicz, Ehe und freie Liebe.** Dritte Auflage. 59 S. geh. 1 M. geb. 2 M. Berlin W., Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Wir würden die Schrift nicht erwähnen, wenn sie nicht sehr lehrreiche Blicke in die Wege und Ziele unserer Sozialdemokratie eröffnede, deren Kenntnis für jeden von Nutzen ist. Der Verfasser läßt seine Phantasie frei spielen und malt einen Zukunftsstaat aus, in dem es keine Ehe oder sonstigen Zwang mehr giebt. Natürlich ist es leicht, solche Phantasiegebilde auszudenken und dadurch die Geister zu verwirren, aber wissenschaftlich ist das nicht, und ehrlich ist es auch nicht. Ein Mann, der die Verurteilung der offenbaren Unsittlichkeit ein albernes Vorurteil und eine Muckernarrheit nennt, kann nicht erwarten, von gebildeten Leuten ernst genommen zu werden. Seine Folgerungen sind mit dem Worte „Unsinn“ nicht zu hart gekennzeichnet. W.

**Von der Lieb! Gedichte von Egon S. Straßburger.** Illustriert von Leo Schnug. Straßburg i. E. Verlag von Josef Singer. 3 M.

Die Vorzüge der Lyrik Straßburgers, die seine „Lieder für Kinderherzen“ (Dresden, Pierson) vielen so lieb macht, zeigt auch dieser geschmackvoll ausgestattete Band. Auch hier frohe Naivität und heitere Lebenslust in einer Unmittelbarkeit und Ungebundenheit, wie sie bei den Jüngsten selten ist. Doch bietet „Von der Lieb“ nichts Tiefes und wenig Individuell-Empfundenes. Hasten an der Oberfläche und Lässigkeit der Produktion mochte (in gewissem Sinne) für manche Kinderlieder eher einen Vorzug als einen Nachteil bedeuten, doch werden in diesem Bande diese Eigenschaften zum deutlichen Mangel. Es fehlt die persönliche Intimität, vieles ist allzu süßlich in alte, oft bewährte Formen gebracht. Am besten gelungen sind noch die Lieder im Volkston. — Die Pierstücke und Vollbilder des jungen Straßburger Künstlers Leo Schnug sind sauber und geschmackvoll ausgeführt und bilden einen vortrefflichen Buchschmuck.

**Marie Jerott. Ostern.** Dichtung. Preßburg-Leipzig, Verlag von G. Heckenast's Nachf. (R. Drodtloff) 1897. 1,50 M.

Marie Jerott schildert in fünfzig lose aneinandergereihten Abschnitten die sich langsam unter mannigfachen Kämpfen vollziehende Gesundung eines jungen Mannes, der sich durch einen steilen Sturz in den Alpen eine schwere Krankheit zugezogen hat. Den zum Krüppel Gewordenen ergreift ein furchtbarer Haß gegen sich selbst und gegen seine Nächsten, deren Mitleid ihn anfeilt und tief verletzt, da es ihn sein Elend erst recht fühlen läßt. Die Schicksale der Mitwelt sind ihm einerlei. Der von Leid schwergeprüfte Greis, der mit Schmerzgetränkten Augen mühsam umherwankt, vermag das erstarrte Mitgefühl des armen Kranken nicht zu rühren. Der ist ja reich im Vergleich zu ihm, er hat ja „alle Schätze des Erinnerns in seines Herzens Kammern aufgespeichert“, lieber so sterben am Schluß eines bewegten und thätigen Lebens, als von der grausen Hand des Zufalls an den Krankenstuhl gefesselt zu werden, „eh noch des Lebens Fülle mich gestreift, eh' meiner Seele Schwingen frei geworden“. Wie fühlt der so zum Müßiggang Verdamnte, wie nur der Gesunde wahrhaft reich und glücklich ist! Dem Bettler entgegnet der „reiche Arme“:

„Ach wenn Du wüßtest, Mann mit starken Armen,  
Daß Du der Reiche bist, und daß ich bettelnd  
Die Hände strecken möcht' nach Deinem Leben,  
Das froh und frisch durch Deine Adern jagt!“

Die Tröstungen der Religion weist der Kranke trotzig von sich, an Elend und Zerstörung hat er seine Freude. „O wonniges Bild, Du Bild vom Vergehen, Vom Schwinden und Enden!“ singt er jubelnd dem November, „dem Monat des Rebels, dem Räuber und Töter“ entgegen. Aber nicht nur in der Natur ergüßt ihn Zerfall und Vernichtung, auch am Menschen stört den Unglücklichen jede Freude, alles Lachen ist ihm verhaßt. „Ich danke Gott für jeden Schmerz der Andern!“ Endlich naht die Krisis, die die Gesundung bringen soll. „Der elendeste der Menschen“ glaubt, sein Ende sei gekommen. Den durch einen Blutsturz Bewußtlosen bringt sein treuer Diener zu einer Witwe, die ihn mit ihrer Tochter sorgsam pflegt. Mit zunehmender Besserung und steigender Lebensfreude keimt langsam und fast unbewußt die Liebe zu der jungen Pflegerin, die jedoch nicht erwidert wird. Den Abschluß bildet die geistige und sittliche Gesundung des jungen Kranken. Kraftvoll befreit er sich von dem Egoismus, der seither seine Handlungen bestimmte, und leistet auf die Geliebte Verzicht, der er dadurch die glückliche Ehe mit dem, welchem ihre Neigung seit früher Jugend gehörte, ermöglicht. Wie die körperliche Krisis, so endet auch dieser schwere Seelenkampf zum Besten des schwer Heimgesuchten, mit dem Sieg des Guten und der Nächstenliebe. — Am besten gelungen sind der Dichterin wohl die ersten Abschnitte, wenn auch hier wie sonst sich derselbe Gedankengang innerhalb der einzelnen Gedichte öfters wiederholt, wie denn überhaupt die Dichtung von Eintönigkeit nicht frei ist. Es ist der Dichterin nicht gelungen, eine Dichtung zu geben. Was da steht, sind einzelne Gedichte, die einen organischen Aufbau in Bezug auf das Ganze vermissen lassen; die Sprache ist schön und edel, die Vergleiche und Bilder sind sehr oft zu gehäuft und erdrücken sich manchmal geradezu gegenseitig. Doch ist einzelnes von hoher poetischer Schönheit (VII, XXV), und die Schilderung der Seelenqualen ist meist treffend. Man muß sich aber das Zusagenende aus den fünfzig Gedichten erst heraussuchen, aus dem schönen und dankbaren Stoff mußte die Dichterin kein befriedigendes Ganze zu formen. —



**Künstler und Publikum. Eine literarische Studie für Laien von Alfred Möller.**

Verlag „Jung-Deutschland“ (Siegfried Dyck) 1901. Elegant broschiert 1 M.

Möllers Schriftchen will ein praktischer Wegweiser sein zum Verständnis der Kunst überhaupt und besonders der Litteratur. Der Verfasser setzt keinerlei literarische Bildung und Wissen in Bezug auf die Kunst voraus. Er will nur Grundlagen, nicht Bausteine liefern. Aus jeder Zeile spricht der Litterat, dem die Kunst selbst alles ist, und die Stellen, in denen sein persönlicher Geschmack oder seine umfassende Kenntnis der Litteratur zu Tage tritt, lassen ihn zum Ratgeber vollauf befähigt erscheinen. Den Schluß bildet eine Liste von guten Büchern, bei deren Zusammenstellung besonders auf den niedrigen Preis Wert gelegt wurde, und die wieder einmal zeigt, mit wie wenig Mitteln man sich eine gute Hausbibliothek anlegen kann. — Möchten doch unsere Volks- und Schul-Bibliotheken dafür Sorge tragen, daß das Büchlein in die weiten Kreise dringt, für die es bestimmt ist!

**London. Soziale Gedichte von Martin Voelkl.** Verlag Jung-Deutschland, Siegfried Dyck. Eberswalde. 1 M.

Die Gedichte sind die Frucht eines zweijährigen Aufenthaltes in London. Voelkl nennt sie sozial. Die soziale Tendenz tritt denn auch in dem Bändchen recht deutlich hervor. Der Dichter will durch „London“ weitere Kreise auf das Elend „in den Hütten und Kellern der Armut“ nachdrücklich aufmerksam machen. Er hat „die Tragödie des menschlichen Elendes so gründlich an der Quelle studiert“, daß er als Dichter und Mensch den Drang und die Aufgabe fühlte, die Stimme des Warners zu erheben. Voelkl erwartet nämlich eine schwere soziale Krisis, die er in nächster Nähe glaubt. „Eine Nacht droht am Himmel, die in Wettern herabfahren wird, vor der hütet euch!“ Mit kräftigen Farben schildert Voelkl die schroffen Gegensätze von Reich und Arm in ihren besonders der Großstadt eigentümlichen Erscheinungsformen. — „Drohende Hämmer in ruffiger Hand“ erinnern unseren sozial empfindenden Dichter an den Tanzsaal des Reichen „in gleißendem Glanz“, dessen Treiben kurz und treffend skizziert wird:

„Knisternde Seide, Verzückte Musik.

Purpurne Gürtel Auf weißem Gewand,

Purpurne Gürtel In zitternder Hand.“

„Bei laufenden Maschinen Und Nebeldunst und Lampenlicht“ wickelt sich das eintönige Leben der Fabrikarbeiterin „in ewig-gleichen Maschen“ ab. Karg ist der Lohn. Doch das Haus des Fabrikherrn umgiebt

„In roter Rosen Pracht ein Zaubergarten,

Da blinkt der weiße Marmorstein“ . . .

„Sogar die stolzen Pferde im Stall fressen aus silbernen Krippen.“ Manche Arme und Verkommene hat keine Lagerstatt:

„Im Palast der Gräfin von — weiß nicht mehr

Stehen hundert Betten leer,

Hundert Betten mit weichen Kissen,

Doch was braucht ihr davon zu wissen! —“

Voelkl ist von einer großen Liebe zu dem Proletariat beseelt, die ihn zwingt, den oberen Gesellschaftsklassen ihre Trägheit in sozialer Arbeit und ihr egoistisches Genießen vorzuhalten. Er stieg nicht in die Keller der Armut, nur um Studien zu machen und möglichst genaues Material zum dichterischen Schaffen aus eigener Anschauung zu gewinnen. Nein, echte Menschenliebe zu den Gedrückten führte ihn diesen zu. Mit dem „Sonntagschristentum“ steht Voelkl nicht auf gutem Fuße,

er fühlt richtig, wie bei vielen die helfende Hand und rettende That fehlt, die durch den Hinweis auf das bessere Jenseits, das alles ausgleichen wird, nur gar zu oft ersetzt wird. Die Ausfälle gegen das Christentum, teils witziger, teils gar sarkastischer Art, bedauere ich bei einem Manne, der seinen Charakteranlagen nach der Religion der Nächstenliebe doch verständnisvoller gegenüberstehen könnte. Doch will ich gleich erwähnen, daß Böllig für den Erlöser, wie er ihn sich vorstellt, eine tiefe Verehrung besitzt. Seine abweisende Kritik will wohl nur die durch Zeit und Entwicklung bestimmten Lehren der Kirche treffen. — Die Leser der Gedichte wird es interessieren, daß Martin Böllig, „um die Vorwürfe abzuwehren, als hätte er aus reiner Tendenzsucht die Schilderung des großstädtischen Elendes stark übertrieben“, im August-Fest der „Stimmen der Gegenwart“ eine kurze, aber genaue Beschreibung der Wohnungsnot in London kurz gegeben hat.

W. G. Becker.

**Silberne Saiten. Gedichte von Stefan Zweig.** Verlegt bei Schuster und Köfler, Berlin. 1901.

Ein kleiner Frühlinggarten, in dem es blüht und duftet. Weiße Marmorstatuetten, die verträumt aus grünumrankten Nischen blicken. Überglänzte Wege. Hier und da pyramidisch beschnittene Bäume. Das meiste aber in freier, natürlicher Entfaltung. Romantisch und modern. Schlicht und prätentios. Farben- und Formenfreudigkeit, die an Maniertheit streift, neben einem sicheren Sinn für das Typische einer Situation oder Stimmung. Das ganze Buch die verschwenderische Gabe eines reichen, begnadeten Menschen.

**Im Sonnenglanz. Gedichte von Anna Dyr.** E. Pierson's Verlag. Dresden und Leipzig. 1901.

Ein Buch, wie viele andere Bücher, die alljährlich den Büchermarkt überschwemmen; ein Buch, von dem man nicht sagen kann, daß es ganz schlecht ist, für das aber andererseits die Bezeichnung „gut“ schon überschwenglich ist. Die meisten dieser Gedichte tragen unverkennbar das Gepräge des allgerwöhnlichsten Dilettantismus, der sich aufputzt und mit feierlicher Miene unter die Leute geht, in der frommen Meinung, man werde ihn nicht erkennen, wenn er, berühmte Muster kopierend, ein bißchen genialisch-sinnlos in Bildern redet, die er dann nicht verantworten kann. Unter all diesem Wußt findet sich jedoch stellenweise ein kleines anspruchloses Gedicht oder eine einzelne Zeile, die echt ist und — eigen. Wegen dieser Einzelheiten, die über das weniger Gelingene einen säufstigen Schimmer ausgießen, darf man das Buch nicht in Hauch und Bogen verdammen. Künstlerisch Abgetlärtes ist von der Verfasserin erst zu erwarten, wenn sie gelernt haben wird, kritischer und sparsamer mit den Worten umzugehen.

**Gefrühling von Hugo Salus.** Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig. 1900.

Das „Grau des Werkeltages“ ist von „blühenden Guirlanden“ umrankt. Der Alltag hat seine dichterische Weihe empfangen. Spielende Sonnenlichter in einer still-behaglichen Heimlichkeit. „Ein Glück, das sich im kleinen froh bescheidet und Wahrheit mit dem Schein des Trugs umkleidet.“ — Die Mystik und Heiligkeit des ehrwürdigen heidnisch-christlichen Rom; die tausend Reize der Campagna; die Glutaugen der Italienerinnen, die nur als Akzession zu den übrigen Schönheiten des klassischen Bodens für den Dichter in Betracht kommen, da er sich mit seinem jungen Weibe auf der Hochzeitsreise befindet; die Kunstwerke der Plastik und Architektur mit der ihnen auf-



geprägten Geschichte aus Zeit und Vergangenheit und der ganze wunderfame Zauber des südlichen Landes leuchtet, in sanfter Farben gemildert, in das Buch herein, wie ein verglimmendes Abendrot oder wie schöne Tage, die im Erinnerungsglänze vergluten. Das Buch ist eine Verkörperung, die als Heiligenschein um ein dunkelschönes Frauenantlitz fließt; es ist ein Rosenstrauß, den dankbare Liebe gebunden, eine stille, treue, dankbare Liebe, die man sich nicht vorstellen kann, ohne die Empfindung von Blondhaar und blauen Augen zu haben.

**Verklärungen. Von den letzten Schönheiten der Liebe. Von Max Bruns.**  
Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig. 1900.

Es giebt Gedichte, die wie Bilder in vergessenen Gängen alter Galerien wirken. Diese Bilder erzählen von Tagen, die nicht mehr sind, die aber hell und voll Sonne waren und reich an großem Erleben. Die Menschen auf den Bildern tragen fremde, seltsame Trachten, die man nur noch in Museen aufbewahrt und in Büchern beschrieben findet. Sogar ihre Gesichter sind fremd und seltsam und haben ein altertümliches Gepräge. Betrachtet man sich die Bilder aber mit Muße, so kommt Bewegung in sie. Die Menschen treten aus dem Rahmen heraus, erzählen ihre Geschichte und ihr Schicksal und vertrauen uns alle Geheimnisse, die sie wissen. Alle Vergangenheit ist weggewischt aus ihren Zügen. Sie sind nicht mehr fremd und seltsam, nur noch geheimnisvoll und merkwürdig und unterscheiden sich in fast nichts, als in ihrer Tracht, von den Menschen, die uns täglich begegnen. — Solche Bücher sind selten. Daher ist es dankbar zu begrüßen, daß uns Max Bruns seine Rhapsodie „Verklärungen“ geschrieben hat. Das Buch ist, ähnlich wie das von Salus, ein Diadem für ein geliebtes Weib, aber es ist kein Myrtenkranz, in dem die keuschen bräutlichen Knospen zittern, wie die scheu zum Leben erwachende Weiblichkeit einer schämigen Jungfrau —, es ist ein Kranz von herben Narden für das Haar einer Toten. Man fühlt, daß es mit Herzblut geschrieben ist. Soviel Menschlichkeit bebt und betet darin.

Leipzig.

Max Fleischer.

### Litterarische Notizen.

Von Heinrich v. Sybels großem Werke „Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm den Ersten“ hat der Verlag von H. Oldenbourg in München eine neue, billige, unverfälschte Ausgabe in sieben Bänden zum Preise von 24,50 Markern scheinen lassen.

Die älteren Werke von Fritz Lienhard sind in den Verlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW., übergegangen und sollten noch vor Weihnachten in neuer Auflage erscheinen.

In Berlin wurde vom 31. Oktober an das Devrientsche Lutherfestspiel mit ganz bedeutendem Erfolge von Nichtschauspielern aufgeführt; die Schlußfeier gestaltete sich zu einer erhebenden Bekundung evangelischer Siegesgewißheit.

Am 27. November wurde im Deutschen Theater zu Berlin der „Rote Hahn“ von Gerhart Hauptmann zum ersten Male aufgeführt und erlitt einen vollen Mißerfolg.

Die Litterarische Gesellschaft in Köln ladet deutsche Dichter und Dichterinnen zu den am 4. Mai in Köln abzuhaltenden Blumenpielen ein.

Der Verlagsbuchhändler Karl Winter starb am 13. November in Heidelberg.

Der Naturdichter Peter Birbes starb am 25. November in Niederfalk.

Bis zum 20. Dezember sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

Alwis Rüdiger, Aus letzten Jahren. Gedichte. 63 S. geb. 1 M. Brünn, Josef Klär.

Alwis Rüdiger, Da und dort. Lieder von der Wanderschaft. 32 S. geb. 1 M. Brünn, Josef Klär.

Otto Speckters Vogelbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. 47 S. geb. 1 M. Hamburg, Alfred Janssen.

P. D. von Blomberg, Göttes Jungen. Eine Weihnachtsgeschichte. 80 S. geb. 1 M. Barmen, E. Biermann.

Tannenzweige. Erzählungen für Jung und Alt. Heft 14 bis 17; je 36, 40 u. 48 S. kart. je 25 Pf. Barmen, E. Biermann.

Ludwig Kuronowski, Menschenbilder. Zwei Teile. Zweite Auflage. 64 u. 68 S. je 25 Pf. Wien, Selbstverlag.

Karl Storch, Am Walensee. Roman in drei Bänden. 170, 158 u. 214 S. geb. Berlin, Otto Janke.

Karl von Chappuis, Kreuz und Schwert. Ein Rittergang aus der Hohen Rhön. 331 S. geb. 3,50 M. geb. 5 M. Braunschweig, Richard Sattler.

Karl Beyer, Swinegelgeschichten. Zweite Auflage. 102 S. geb. 1 M. geb. 1,50 M. Berlin, Wilh. Cüsterrot.

Johannes Dose, Frau Irene. Geschichten aus der Geschichte. 179 S. geb. 5 M. geb. 6 M. Leipzig, Sächsischer Volkschriftenverlag.

Frida Schanz, Intermezzo. Gedichte. Mit Buchschmuck von M. Stiller-Walde. 78 S. Goslar, F. A. Lattmann.

Christblumen. 11. bis 13. Bändchen, je 70, 86 u. 60 S. geb. je 70 Pf. Barmen, E. Biermann.

Immergrün. Nr. 115 bis 120, je 24 S. geb. je 10 Pf. Band-Ausgabe. 144 S. geb. 1 M. Stuttgart, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft.

Deutscher Soldatenfreund. Kalender für 1902. 27. Jahrgang. 96 S. geb. 20 Pf. Stuttgart, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.

Blüten und Früchte. Heft 19 u. 20, je 48 S. geb. je 20 Pf. Band-Ausgabe. 96 S. geb. 50 Pf. Stuttgart, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.

Rose Berger, Germaine und andere Geschichten. 208 S. geb. 2,50 M. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Christian Schmitt, Neue Gedichte. 142 S. geb. 2,40 M. geb. 3 M. Straßburg, Ludolf Beuff.

Max Wetter, Verse. 118 S. geb. Köln, Paul Neubner.

B. Ulmen, Mara. Eine Erzählung aus der Zeit der Waldenserfolgungen. 95 S. geb. 1 M. Stuttgart, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.

A. von Dorff, Aus Irungards Tagebuch. 96 S. geb. 1 M. Stuttgart, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.

Gertha Allmers, Agathe Foreta. 85 S. geb. 1 M. geb. 2 M. Berlin W., Dr. John Edelheim.

Anton Tschchow, Onkel Wanja. Deutsch von August Scholz. 104 S. geb. 1 M. geb. 2 M. Berlin W., Dr. John Edelheim.

Anton Tschchow, Drei Schwestern. Deutsch von August Scholz. 133 S. geb. 1 M. geb. 2 M. Berlin W., Dr. John Edelheim.

Paul Kaempfe, In Schutt und Asche (Magdeburg 1629—1631). 315 S. Vornehm geb. 4 M. Magdeburg, Creutz.

Aug. Friedr. Krause und Philo vom Walde, Schleifisches Dichterbuch. Mit Porträts. 227 S. geb. 3 M. geb. 4 M. Breslau, Rud. Dülfer.

R. W. Emerson, Essays. Erste Folge. Uebersetzt von Wilhelm Schölermann. Buchschmuck von Fritz Schumacher. 230 S. geb. 3 M. geb. 4 M. Leipzig, Eugen Diederichs.

Wilhelm Holzamer, Im Dorf und Draußen. Neue Novellen. Buchschmuck von D. Abbe-lohde. 178 S. geb. 3 M. geb. 4 M. Leipzig, Eugen Diederichs.

Emil Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit. Mit 130 Abbildungen und Beilagen. 136 S. geb. 4 M. geb. 5,50 M. Leipzig, Eugen Diederichs.

J. C. Kyle, Werden wir im Himmel einander kennen? und andere Aufsätze. Fünfte Auflage. 128 S. geb. 1 M. geb. 1,75 M. Barmen, E. Biermann.

### Zeitschriftenchau.

**Ballade, Ueber die.** Von Bories v. Münchhausen. Lotse. 8.

**Berlin als Kunststadt.** Von Karl Scheffler. Lotse. 9.

**Berndeutsches Verbum, Beiträge zur Kenntnis des.** Von S. Singer. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.

**Bretttscheuche, Berliner.** Von Walter Gensel. Gesellschaft. 4.

**Bürgers Bedeutung für die klassische und moderne Ballade.** Von Hans Benzmann. Neue Bahnen. 24.

**Butowiner Judentum.** Von Th. Gartner. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.

**Deutsche Gesellschaften des 18. Jahrhunderts.** Von Eugen Wolff. Nord u. Süd. 297.



- Dramen, Neue.** Von Hans Benzmann. Kyffhäuser. 17.  
**Erlösungsoper.** Von Arthur Seidl. Lotse. 9.  
**Genie, Kurt, und seine Tragödie „Sebastian“.** Von Bodo Wildberg. Gesellschaft. 4.  
**Goethe-Briefe.** Deutsche Heimat. 11.  
**Grabbe.** Von Rich. Hahn. Wage. 51.  
**Grabbe.** Gedenkblatt zum 11. Dezember. Von Karl Bleibtreu. Neue Bahnen. 23.  
**Grabbe, Neues von.** Von Robert Hallgarten. Litterar. Echo. 5.  
**Grabbe und Goethe.** Von Herm. Uhde-Bernays. Litterar. Echo. 5.  
**Hammerling, Robert.** Von Chr. Schmitt. Erwinia. 3.  
**Huber, Therese.** Von Hans Altmüller. Hessenland. 23.  
**Idealismus, Mehr. Ein Wort an die Goethe-Bündler.** Von Paul Marfop. Gesellschaft. 5.  
**Jesudramen, Zwei griechische.** Von Aug. Wünsche. Internat. Litteraturberichte. 25.  
**Klassiker-Ausgaben, Neue.** Von Ed. Engel. Litterar. Echo. 6.  
**Klassiker-Ausgaben, Neue Leipziger.** Von Max Mendheim. Internat. Litteraturberichte. 25.  
**Komponierbare Gedichte.** Von Wilh. Maufe. Litterar. Echo. 6.  
**Künstler- und Stildramen.** Von S. Lublinski. Litterar. Echo. 5.  
**Kunst und Artstift.** Von Maurice v. Stern. Deutsche Heimat. 8.  
**Litteraturgeschichte von Adolf Bartels.** Von Max Koch. Litterar. Echo. 6.  
**Lyrik, Neue.** Von Adolf Brieger. Internat. Litteraturberichte. 24. 25.  
**Lyrik, Neue und Verwandtes.** Von K. S. Strobl. Lotse. 10.  
**Maß, Ernst.** Von Oskar Friedländer. Gesellschaft. 4.  
**Märchen und Monatsbilder, Deutsche.** Von Karl Maria Heidt. Kyffhäuser. 17.  
**Maeterlinck's Drei mystische Spiele.** Von Wilh. v. Scholz. Lotse. 9.  
**Memoirenwerke.** Von Gustav Manz. Litterar. Echo. 5.  
**Mörke-Biographien.** Von Johs. Proelß. Litterar. Echo. 6.  
**Mundart, Die der sog. Grunddörfer in der Grafschaft Mansfeld.** Von Herm. Hennemann. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.  
**Rajmajer, Marie v.** Von Josef Schmid-Braunfels. Neue Bahnen. 24.  
**Reifron, Aus seiner Werkstatt.** Von Moriz Necker. Wage. 50.  
**Sächsisch-preussische Dichter, Drei.** Von Heinr. Spiero. Lotse. 12.  
**Pädagogik, Die und ihr Publikum.** Von Hans Schmidkunz. Nord u. Süd. 297.  
**Rappenaucr Mundart, Die.** Von Othmar Weisinger. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.  
**Neder, Heinrich Ritter v.** Von Hans Benzmann. Nord u. Süd. 297.  
**Romane, Neue englische.** Von Max Meyerfeld. Litterar. Echo. 6.  
**Romane, Französische.** Von Erich Meyer. Litterar. Echo. 5.  
**Romane und Novellen, Neue.** Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 7.  
**Saar, Neue Novellen von.** Von Paul Wilhelm. Wage. 49.  
**Schaubühne, Verfall der deutschen.** Von Roland Hammer. Neue Bahnen. 23.  
**Schiller und die Burgtheaterzensur.** Von Volker zu Alzey. Neue Bahnen. 23.  
**Schillerpreis, Der.** Litterar. Echo. 5.  
**Schopenhauer's Gespräche.** Von Otto Stöhl. Wage. 49.  
**Schwäbische Sprichwörter und Redensarten,** gesammelt von Wilh. Unfeld. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.  
**Sprachgrenze, Die niederdeutsche vom Siegerlande bis zur Werra.** Von E. Maurmann. Hessenland. 23.  
**Theaterzustände, Französische in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.** Von J. Machly. Internat. Litteraturberichte. 24.  
**Theater, Römische.** Von Maximilian Claar. Wage. 48.  
**Weihnachtsspiele, Schlesische.** Von Aug. Friedr. Krause. Osten. 12.  
**Weihnachtstisch der Jugend, Vom.** Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 25.  
**Wildberg, Bodo.** Von Ludwig Bräuhäuser. Kyffhäuser. 17.  
**Wolzogen's Buntes Theater.** Von Leo Feld. Lotse. 11.
- Ferner:  
**Die Feder.** Nr. 59 u. 60.  
**Freya.** Nr. 10—14.  
**Christliche Blätter.** Nr. 4.  
**Der Scherer.** Nr. 23: Lemuren. — Nr. 24: Weihnacht.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Hasanenstraße 51 a.  
 Verlag: Gose & Zepflaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pöhlstraße 81.

# Monatsblätter

für

## deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Februar 1902.

Heft 5.

### Meine Sehnsucht.

Nun fliegt meine Sehnsucht frühmorgens schon aus,  
 Wenn die Schwalben an's Fenster klopfen . . . .  
 Bei der taunassen Wiese neigt sie schnell  
 An den stimmernden Tropfen  
 Die Flügel . . . . und trinkt aus den Strömen des Lichts . . . .  
 Und sieht den schimmernden, tiefblauen Duft  
 Um die fernen Berge schwimmen . . . . .  
 Da — schwebt sie hinüber, als riefen sie  
 Geheimnisvolle Stimmen . . . . .  
 Dann eilt sie wieder, das rauschende Meer  
 Um seine Rätsel zu fragen; — —  
 Dort liegt sie am Strande ganz allein,  
 Wie ein sturm-verschlagenes Vögelein,  
 Und will vor Heimweh verzagen.  
 Oft streift auch fremder Städte Pracht  
 Ihr scheuer Flügel leise,  
 Oft lockt sie wohl ein Traumgesicht,  
 Doch eine Heimat sucht sie nicht  
 Hier unter'm Sternenkreise:  
 Kein Paradies auf Erden kann  
 Die Glück-Verlangende bannen . . . . .  
 Sie kommt . . . sie fächelt sich Kühlung zu . . . .  
 Sie seufzt . . . und eilt von dannen.  
 Nur droben beim Herrgott ruht sie aus:  
 Der faltet ihr sanft die Schwingen . . . .  
 Sie schließt die Augen. Ihr Ohr vernimmt  
 Anbetend' Engelsingen.  
 Da sinkt sie hin — ein müdes Kind —  
 Ihr Haupt in Vaters Schoß zu neigen,  
 Und kann nichts fühlen, als nur Ihn,  
 Und kann nichts thun, als selig schweigen.  
 Ravalzhausen.

Sascha Elfa.